UC-NRLF
$B 43 923

WILHELM SCHAPP

PHÄNOMENOLOGIE DER WAHRNEHMUNG

Digitized by Google

Digitized by Google

I 165

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

BEITRÄGE ZUR PHÄNOMENOLOGIE DER WAHRNEHMUNG

von

Wilhelm Schapp

Verlag der Philosophischen Akademie
Erlangen 1925

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Manuldruck von F. Ullmann G. m. b. H., Zwickau Sa.

Digitized by Google

Vorwort.

Die Arbeit, welche auf Anregung des Verlages unverändert neu gedruckt wird, ist vor 15 Jahren in Göttingen, München und in der Stille meiner Heimat entstanden.

Es war damals eine fröhliche Bewegung im philosophischen Deutschland. Gern gedenke ich der Zeiten, da ich unter Husserl in Göttingen, bei Pfänder, Daubert, Scheler in München zusammen mit Conrad, Reinach, Neuhaus und einigen anderen Schülern Zeuge zu sein glaubte, wie eine neue Art des Philosophierens sich mächtig entwickelte.

Die Vorbereitung zu einem praktischen Berufe, fünf Jahre Kriegsdienst, endlich die böse Nachkriegszeit haben mich gehindert, in der damals eingeschlagenen Richtung weiter zu arbeiten.

Die Arbeit selbst ist mir in dieser Zeit fremd geworden, ich habe auch nicht die Fortschritte verfolgen können, welche inzwischen gemacht sind.

Ich kann daher dem Buche kein sachliches Geleitwort mitgeben; der Leser muss sehen, wie er sich darin zurecht findet. Soweit die Arbeit heute überholt ist, mag er immerhin noch daraus ersehen können, wie vor fünfzehn Jahren die Jugend des regsamsten Kreises im philosophischen Deutschland mit den Problemen rang.

Aurich, im Februar 1925.

Schapp.

001257 Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

I. Abschnitt. Durch welche Mittel sich die Dingwelt darstellt.
Vorbemerkung 7
Kap. I. Wie sich die Welt in Farbe darstellt 12
Kap. II. Wie uns Töne eine Außenwelt vermitteln . . . 23
Kap. III. Wie der Tastsinn und die verwandten Sinne uns eine Außenwelt vermitteln 29
Kap. IV. Das Verhältnis der Sinne zu einander 34
Kap. V. Fortsetzung 38
Kap. VI. Das Dargestellte: Der Raum 39
Kap. VII. Das Dargestellte: Die räumliche Dingwelt . . 43
II. Abschnitt. Die Darstellung der Dingwelt durch Farbe im Einzelnen. Die Ordnung, die Farbe einhalten muß, um Dinge darzustellen.
Kap. I. Einführung in das Problem. Das Weltbild der Alten verglichen mit seiner phänomenalen Grundlage. Unrichtigkeit dieses Weltbildes, gemessen an den Phänomenen 53
Kap. II. Die beobachtende Wahrnehmung und ihr Korrelat, das Ding. Deutlichkeit der Wahrnehmung. Der Erkenntniswert der deutlichen Dingwahrnehmung . . . 62
Kap. III. Wann stellt Farbe Dinge deutlich dar. Die Ordnung in der darstellenden Farbe: Die empfundene Farbe, die gegenständliche durchstrichene Farbe, die gegenständliche anhaftende Farbe. Farbenform. Anhaftende Farbe als Eigenschaft des Dinges. Die Form als das Absolute 73
Kap. IV. Fortsetzung. Die Abhängigkeit des Dargestellten von der Ordnung des Darstellenden, aufgezeigt an der Illusion 95
Kap. V. Fortsetzung 105
Kap. VI. Zusammenfassung 111
Kap. VII. Das Ding selbst 113
Kap. VIII. Problematisches 122

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

I. Abschnitt.

Durch welche Mittel sich die Dingwelt darstellt.

Vorbemerkung.

Wir nehmen die Wahrnehmung als ganzes vor und untersuchen sie. Wir sehen dabei vollkommen ab von dem Sinn, den man historisch mit dem Worte Wahrnehmung verbindet und geben diesem Worte dadurch eine feste Bedeutung, daß wir uns auf eine bestimmte Sachlage beziehen etwa auf die Sachlage, in der ein Tisch vor uns steht, sei es, daß wir ihn »sehen«, sei es, daß wir ihn »tasten«. Diese Sachlage ist also Gegenstand der Untersuchung; das, was in ihr enthalten ist, soll behutsam auseinandergelegt, aufgelöst werden. Wir gehen dabei ohne jede Voraussetzung zu Werke. Wir wollen zusehen, ob hier eine Totalität, ein Ganzes, ein Mikrokosmus vorliegt, aus dem man »Teile« herausheben kann, und zugleich zu Gesicht bringen, wie diese »Teile« zusammenpassen, zusammengehören. Wir wollen das geistige Band, das die Teile zusammenhält, aufweisen. So fällt uns bei der Wahrnehmung des Tisches, der vor uns steht, auf, daß wir ihn immer nur von einer Seite sehen und daß er doch in gewissem Sinne ganz vor uns steht. Wir finden ferner auf dem Tisch eigentümliche Reflexe, Lichter, Schatten. Wir finden, indem wir um den Tisch herumgehen, daß der Gegenstand »Tisch« immer derselbe bleibt — der Meinung nach —, obwohl, wenn wir schließlich an die Rückseite gelangen, wir nichts mehr von

Digitized by Google

dem sehen, was wir zuerst gesehen haben. Wir finden, daß eine anscheinend unendliche Zahl von Wahrnehmungen zu dem Tisch gehört, die alle von einander verschieden sind und doch auf denselben Gegenstand — Tisch — abzielen.

Wir können nun auch den Tisch noch tasten, und haben dann eine seltsame Gewißheit darüber, daß das getastete und das gesehene identisch ist, obwohl zwei anscheinend total verschiedene Wahrnehmungen vorliegen.

Hier fragt es sich nun überall, passen diese Sätze, die wir hier ableiten, nur für diesen Tisch, oder auch für das Haus, das Tintenfaß, den Aschbecher! Sind es Sätze, die überhaupt für jede einschlägige Wahrnehmung passen! M. a. W. liegen ihnen apriorische Beziehungen zu Grunde? Gehört zur vollen Wahrnehmung eines körperlichen Gegenstandes überhaupt eine unendliche Zahl von Wahrnehmungen. Und wieder, wenn man auf die Einzelwahrnehmung zurückkommt, welche Rolle spielen in ihr der Glanz, die Reflexe, die dem Gegenstand eigentümliche Farbe. Gehört das alles irgendwie a priori zur Wahrnehmung des Gegenstandes?

Auf diese apriorischen Beziehungen geht der Phänomenologe aus[1]). Aber was heißt a priori? Der Ausdruck ist bekannt in dem Sinne, den ihm Kant gegeben hat. Und vorerst kann man sich damit begnügen, daß man a priori in diesem Sinne nimmt; denn der Unterschied der apriorischen Sätze von den aposteriorischen Sätzen ist unverkennbar. Aber letztlich genügt diese Unverkennbarkeit nicht. Die Apriorität selbst muß nach ihrem eigenen Gehalt näher untersucht werden.

---

1) Dabei ist nicht die einzelne apriorische Beziehung an sich Gegenstand des Interesses. Sondern es kommt gerade darauf an, — um mit Hegel zu reden — die Vernunft, die den Aufbau, die Struktur der Wahrnehmung durchzieht, die der Wahrnehmung als Ganzem erst inneren Halt gibt, aufzudecken, Vernunft hier als Totalität der apriorischen Beziehungen genommen. Damit ist schon gesagt, daß es sich um die Vernunft handelt, die wirklich in der Sachlage liegt, nicht um eine, die man hineinlegen möchte.

Digitized by Google

A priori ist eine Beziehung, die im »Wesen« der bezogenen Gegenstände begründet liegt, bei der man von Wirklichkeit und Nichtwirklichkeit vollkommen absieht. Eine grundlegende Untersuchung des a priori wird also eine Untersuchung des »Wesens« selbst enthalten müssen. —

Bei der phänomenologischen Untersuchung der Wahrnehmung kommt es nun in erster Linie darauf an, daß man sie mit leichter Hand vornimmt. Wer irgendwie dazu neigt, zu fixieren, wer schnell eine Sache erledigen will, wer rasch zu einer Theorie gelangen will, der eignet sich wenig zum Phänomenologen. Der Phänomenologe muß in gewisser Weise die Anlage eines Künstlers und der, der die Wahrnehmung untersucht, Anlage zum Maler haben. Zwar ist die Wegstrecke, die Phänomenologe und Maler zusammengehen, nur kurz, aber es ist gerade ein entscheidender Teil des Weges, nämlich das Sichhineinversenken in die sinnliche Welt, die in der Wahrnehmung erfaßt wird, sich in ihr darstellt. Denn das ist für den Phänomenologen die Hauptsache, daß diese Welt nicht irgendwie schematisch in Formeln eingezwängt wird, sondern, daß sie in der Ursprünglichkeit ihrer Gegebenheitsweise von Anfang bis zu Ende und bei jedem Schritt der Untersuchung gegenwärtig ist.

Die Wahrnehmung auseinanderlegen und sie doch bei diesem Auseinanderlegen streng so lassen, wie sie ist, sich immer wieder vergewissern, daß man der Sachlage bei diesem Auseinanderlegen gerecht wird, darauf kommt es an. Ob dies möglich ist, ob Bedenken, die man gegen diese Art der Untersuchung erheben kann, gerechtfertigt sind, das kann nur die Untersuchung zeigen. Nur darauf ist zu achten: hat man die Untersuchung eine Strecke weit geführt, so müssen die Bedenken direkt an die Untersuchung anknüpfen. Man darf nicht glauben, daß man a priori mit einem Schlagwort, — es könne kein Denken des Denkens, keine Wahrnehmung der Wahrnehmung geben, — die ganze Untersuchung als unmöglich hinstellen kann. Dazu sind die Worte »Denken« und »Wahr-

Digitized by Google

nehmen« zu vieldeutig, als daß mit solchen allgemeinen Sätzen etwas Bedeutendes gesagt wäre. Sondern, wer so argumentiert, mag angeben, was er unter »Denken« und »Wahrnehmen« versteht. Er wird das nur können, indem er eine Sachlage aufweist, die er »denken« und »wahrnehmen« nennt. Gelingt ihm das, so wird sich ausmachen lassen, ob das Denken des Denkens sinnlos ist.

Wenn nicht eine solche Sachlage, sei es signitives Denken, sei es Wahrnehmen, zu Grunde gelegt wird, ist jede Diskussion ein Streiten mit Worten, ohne jede Bedeutung für die Philosophie.

Hat man sich aber über eine solche Sachlage verständigt, so ist damit eine Grundlage gegeben. Aber auch jetzt darf man nicht meinen, daß hiermit schon alles getan sei; denn die Zusammenhänge, die hier bestehen, sind so schwierig einzusehen, daß durchaus nicht gesagt ist, daß jeder sie einsehen könne. Wie die Wahrheit mathematischer Sätze nicht davon abhängig ist, daß jeder sie einsehen kann, wie es eine Begabung für Mathematik gibt, daß man wohl mit Recht sagen kann, daß nur ein geringer Teil der Menschen die schwierigsten Sätze der Mathematik und auch dieser Teil sie nur nach langjähriger Übung in der mathematischen Geisteshaltung einsehen kann, so gibt es auch eine spezifisch phänomenologische Geisteshaltung, die nicht allen und selbst nicht sehr klugen und scharfsinnigen Menschen liegen mag.

Die erste Voraussetzung ist eine unbedingte Hingabe, ein Vertiefen in die Sachen selbst; nicht ein Reflektieren über die »Sachen«, sondern ein Aufnehmen, Auskosten der »Sachen«; Sache hier im weitesten Sinne genommen; denn man kann sich nicht nur in die Dingwelt, in Farben, Töne vertiefen, man kann sich auch in die geistige Haltung, in der Dingwelt, in der Farben Töne gegenständlich werden, wieder vertiefen, man kann sich selbst vertiefen in die Unaufmerksamkeit; jedenfalls muß man untersuchen, ob es und inwieweit es geht.

Mit dieser Hingabe aber ist es nun nicht getan. Hierzu

Digitized by Google

muß jetzt die Kraft kommen, das, was man gesehen hat, auseinanderzuschälen; die verschiedenen Schichten loszulösen, ohne sie zu verletzen; jedem, was man gesehen hat, den Platz anzuweisen, den es in dem Ganzen ausfüllt; die Relationen, die es zu anderen Schichten hat, aufzuweisen; es in seiner lebendigen Funktion zu ergreifen.

In der ganzen Phänomenologie darf auch nicht eine einzige Hypothese vorkommen. Sondern alles soll auf direkte Einsicht, auf direktes Erfassen gebaut sein. Man darf nicht eine Strecke Weges aus dem ganzen Weg konstruieren. Nur was geschaut ist, gehört in die Phänomenologie. Nicht wie es vielleicht sein könnte, wie es plausibler Weise ist, ist zu untersuchen, sondern wie es ist; denn sobald man Voraussetzungen einführt, entfällt das eigentliche Interesse, der eigentümliche Wert, den gerade das phänomenologische Verfahren hat. Ja, selbst wenn man mit einem gewissen Fonds von Geschautem den Rest konstruieren könnte, so wäre doch die Phänomenologie darum nicht minder notwendig; denn die Ursprünglichkeit des Erfassens, das direkte Verhältnis, das die Phänomenologie zu den Sachen selbst anstrebt, hat einen eigenen Wert für sich, der durch kein abstraktes Wissen ersetzt wird. Im Schauen allein liegt letzte Befriedigung. —

Wenn wir nun im Folgenden eine Untersuchung der Sinneswahrnehmung anstellen, so könnte es unerläßlich scheinen, daß wir zuvor die Sinnesorgane, vermittels derer wir wahrnehmen, das Auge, das Ohr, die Tastorgane näher untersuchten nach ihrer Struktur und Zusammensetzung. Allerdings könnte man da einwenden, daß wir die Sinnesorgane selbst nur vermittels der Sinne wahrnehmen, daß wir damit also nur einen Kreis machen. Die Einwendung mag manches für sich haben.

Wir wollen aber davon absehen, ob sie vollständig durchschlägt. Auch wenn wir einmal ganz von den Sinnesorganen absehen, so liegt in den wahrgenommenen sinnlichen Inhalten selbst ein Unterschied, der anscheinend parallel geht mit dem

Digitized by Google

Unterschied jener Sinnesorgane, aber unmittelbar aus ihnen selbst zu entnehmen ist. Wir meinen die Unterschiede, die man im Auge hat, wenn man sondernd von »Farbe-, Ton-, Geruchs- und Tastempfindung« u. s. w. spricht. Wir glauben nicht, daß die Rede von »Empfindung« hier besonders angebracht ist. Aber die Sachlage ist klar. Die Scheidung der Empfindungen geht derjenigen der »Sinne« vorher und phänomenologisch besagt der Unterschied der Sinne nichts anderes, als daß hier Inhalte einer obersten Gattung »Sinnesinhalt«, vorliegen, die so in Arten zerfällt, daß zwischen diesen stetige Übergänge ausgeschlossen sind. Es ist undenkbar, daß zwischen Farbe und Ton, Ton und Geruch, Tastempfindung und Farbe Übergänge stattfinden, wie zwischen Farbe und Farbe, Ton und Ton. Dort liegt eine abgrundtiefe Verschiedenheit der Inhalte vor, sind verschiedene Reiche von Empfindungen vorhanden. Man kann das vielleicht so ausdrücken: Jede Farbe ist mit jeder andern verwandt, jeder Ton mit jedem andern Ton, aber Ton und Farbe sind in diesem Sinne nicht mehr verwandt.

Welche Bedeutung nun diese Inhalte wie »Farbe, Ton, Tastempfindung« für die Wahrnehmung haben, das wollen wir zuerst im Folgenden untersuchen. Wir werden dabei um die Darstellung nicht zn weitläufig zu machen, nicht vermeiden können, von sehen, hören, tasten zu reden; aber wir wollen dann mit diesen Ausdrücken nur den Sinn verbunden haben »durch« Farbe, Ton, Tastempfindung wahrnehmen.

Kap. I. Wie sich die Welt in Farbe darstellt.

Wir wollen hier nun nicht untersuchen, wie der Säugling, wie der operierte Blinde die Welt sieht, sondern wie wir die Welt sehen und zwar die Welt in heller Beleuchtung. Dabei wollen wir davon absehen, daß aus dieser Welt Töne zu uns dringen, daß wir die Welt mit den Händen greifen können, und uns rein auf das, was wir sehen, beschränken. Wir wollen

Digitized by Google

auch fürs erste das Entfernte und die Himmelskörper außer Acht lassen und uns nur dem kleinen Ausschnitt zuwenden, den wir «deutlich und klar« sehen.

In diesem Ausschnitt nun sehen wir Dinge, — Tische, Stühle, Bäume, — kurz, alle Dinge, die nicht durchaus durchsichtig sind, wie die Luft und andere Gase[1]). Diese Dinge sehen wir im Raume neben und hintereinander.

Das, was wir so sehen, wollen wir nun skizzieren. Wir wollen dabei vermeiden, das, was wir von den Dingen wissen, das, woran uns die Dinge erinnern, mit in die Skizze hineinzunehmen. Es kommt uns gerade darauf an, nur das, was uns leibhaftig gegenüber steht, was wahrgenommen ist, zu verzeichnen. Man kann von vornherein daran zweifeln, ob es möglich ist, diese Absicht durchzuführen; ob nicht die Wahrnehmung so verschlungen und durchsetzt mit Erinnerungen, Erfahrungen ist, daß es praktisch unmöglich ist, daß Wahrgenommene von dem bloß vermeintlich Wahrgenommenen, dem, was man sich bloß einbildet, zu trennen. Dazu kommt noch, daß Wahrnehmung selbst nichts Eindeutiges ist, womit jeder dasselbe meint. Man unterscheidet Wahrnehmung von der Phantasievorstellung, von der Halluzination, von der Illusion, von Empfindung. Alle diese Unterschiede gehen uns hier nichts an. Wir wollen vorläufig etwas als wahrgenommen gelten lassen, wenn es sich selbst uns sinnlich zeigt, »leibhaftig« vor uns steht, wie Husserl in seinen Vorlesungen zu sagen pflegt. Was dies heißt, zeigt sich etwa, wenn wir vergebens versuchen, einem Dritten durch Worte klar zu machen, was etwas ist, und ihm deshalb das, was wir ihm nicht deutlich machen konnten, zeigen. Wenn wir jemand, der nicht

---

1) Gelegentlich sehen wir allerdings auch die Gase. So sieht man die zitternde Luft direkt, die sich über der heißen Lampe befindet und sich losreißt von der umgebenden Luft, man sieht dort die eigentümliche Elastizität, Zähigkeit der Luft. Die Luft erscheint dann fast wie eine zähe Flüssigkeit.

Digitized by Google

weiß, was klebrig ist, Leim zeigen, oder jemand, der nicht weiß, was flüssig ist, Wasser zeigen, oder jemand, der nicht weiß, was süß ist, Zucker zu schmecken geben. Das ist alles was wir tun können; genügt ihm das nicht, so sind wir am Ende mit unseren Belehrungsversuchen.

Was ist uns nun in der farbigen Welt, die wir »sehen«, sinnlich gegeben, was ist wahrgenommen? Die erste Antwort wird sein, »Farbe«. Und die Farbe nimmt in dieser Welt sicher einen hervorragenden Platz ein.

Wie steht es aber mit den Dingen selbst und davor mit dem Raum? Kann man jemand klarer zeigen, was Raum ist, als wenn man ihn hinweist auf die farbige Welt, in der die Dinge sich befinden. Hat irgend eine andere Anschauung des Raumes etwas vor dieser voraus? Der Raum ist nicht Farbe und wird doch in dieser farbigen Welt wahrgenommen. Wir können uns an diesem Raum klar machen, was nebeneinander, hintereinander, voreinander eigentlich ist, was eine Fläche ist, was Dreidimensionalität ist, ebenso wie wir uns, indem wir gelb, rot, grün, blau mit einander vergleichen, klar machen, daß gelb die größte spezifische Helligkeit, blau die geringste spezifische Helligkeit hat. Das scheint mir ganz unbestreitbar zu sein. Die Anschauung dieses Raumes mag in gewisser Weise unvollkommen sein. Dabei muß man sich aber vor Augen halten, daß auch reines Gelb, reines Blau eigentlich nicht herstellbar ist. Einen prinzipiellen Unterschied kann ich hier nicht finden.

Wie es möglich ist, daß wir Raum wahrnehmen, das ist eine Frage für sich, hier wollen wir nur feststellen, daß wir ihn in der farbigen Welt wahrnehmen und uns mit der Gegenbetrachtung; »öffne ich die Augen, so steht die farbige Welt vor mir, schließe ich sie, so verschwindet sie. Sie wird also durch die Augen wahrgenommen. Durch die Augen werden aber nur Farben wahrgenommen vermöge der Lichtschwingungen; daher kann der Raum nicht wahrgenommen werden, denn es fehlt an jedem Organ für diese Wahrnehmung«

Digitized by Google

— erst später auseinander setzen. Nur soviel möchte ich hier schon als ausgemacht hinstellen, daß der Raum nicht bloß gedacht ist mit den Farben, sondern daß er auf eigene Art wahrgenommen ist.

Wenden wir uns nun zu den Dingen im Raum, so steht auch hier etwas anderes vor uns, als bloß Komplexe von Farben oder Gestalten, Figuren bedeckt mit, erfüllt von Farben. Man sieht diesen Unterschied, das, was mit den Dingen über Farbe hinaus vor uns steht, genau, wenn man sich zuerst eine bloße Farbenwelt, ein buntes Schattenreich vorstellt. Ein solches Schattenreich haben wir vielleicht im Nachbild vor uns. — Wir sehen gegen das Fensterkreuz, das sich vom hellen Himmel abhebt; dann schließen wir die Augen und haben jetzt das sogenannte Nachbild, ein farbig schillerndes Kreuz, daß sich vom Augenschwarz abhebt. Vergleichen wir nun das Fensterkreuz, das wir bei geöffneten Augen wahrnehmen, mit dem Nachbild, so sehen wir, daß hier kein Bild eines Fensterkreuzes vor uns steht. Das wahrgenommene Fensterkreuz kommt uns solide, fest, schwer vor. Ebenso würde uns etwa das photographierte Fensterkreuz vorkommen. Das Nachbild weist aber von Solidität, Festigkeit, Schwere nichts auf. Mit ihm steht kein gefaserter Gegenstand vor uns, wie das Fensterkreuz es ist, sondern farbige, gewolkte Flächen, Linien, die in nichts zur Vorstellung eines Dinges beitragen. Ist nun da, wo wir dem Fensterkreuz selbst zugewandt sind, die Festigkeit, die Härte, die Starrheit des Fensterkreuzes nicht wahrgenommen, sondern täuscht uns das Wissen um die Festigkeit, die Härte diese vor? Von einer solchen Täuschung kann hier, wo wir das Wahrgenommene, das sich in der Weise des »Leibhaft« darbietende rein als solches beschreiben und gar keine Fragen nach der »wirklichen« Existenz des Wahrgenommenen stellen, keine Rede sein. Das Wahrgenommene ist in den beiden Fällen schlechthin verschieden; das eine Mal ist es das wirkliche Fensterkreuz, das andere Mal — kein Bild des Fensterkreuzes — sondern farbige Flächen, die mit dem Fensterkreuz

Digitized by Google

nur die Form im Groben gemeinsam haben. Bloßes begleitendes Wissen kann aber aus dem einen Wahrgenommenen nicht das andere machen. —

Der Gelehrte, der fest zu wissen glaubt, daß die Dinge aus Atomen bestehen, sieht die Atome doch nicht den Dingen an, der Mensch, der weiß, daß Zucker süß ist, sieht die Süßigkeit nicht im Zucker. Der Mensch, der weiß, daß die Rose riecht, sieht den Geruch nicht in der Rose, der Mensch, der weiß, daß glühendes Eisen warm ist, sieht die Wärme nicht dem Eisen an, wie er dem Ding in eigener Weise Sprödigkeit, Elastizität, Flüssigsein, seine ganze Struktur ansieht. Die Flächen des Nachbildes können sich verschieben, ohne daß wir die Vorstellung haben, es breche dort etwas auseinander, sie zerfließt, ohne daß wir die Vorstellung haben, etwas sei zerstört. Das hängt unmittelbar damit zusammen, daß wir ein Ding nicht als bloße Farbe im Raum sehen, sondern es als Ding mit seinen Eigenschaften in der farbigen Welt wahrnehmen.

Aber lassen wir vorläufig jede Theorie beiseite. Mit den Händen in der Tasche können wir den Dingen, die sich unserm Auge bieten, selbst wenn sie sich in Ruhe befinden, eine Anzahl von Eigenschaften ansehen und sehen wir ihnen diese auch immer an, die ihrem Wesen nach von Farbe und Ausdehnung verschieden sind. Wir sehen, ob ein Ding glatt[1]) ist, wie das Messing der Lampe, ob es rauh ist wie unser Anzug, ob es flüssig ist wie das Wasser oder der Kaffee und ob es fest ist wie die Tasse; ob es homogen ist wie das Messing oder gemasert wie der Tisch; ob es klebrig ist wie der Honig oder ob es leichtflüssig ist wie die Tinte.

Sehen wir irgend eine von diesen Eigenschaften bei erscheinender Ruhe nicht leibhaftig oder nicht hinreichend deutlich, so wird sie uns doch oft so deutlich wie nur möglich, wenn wir die Dinge in der Bewegung uns ansehen.

1) Das Wort »glatt« hat verschiedene Bedeutungen, wie das Wort »rauh«. Wir meinen hier die Strukturglätte, die zu unterscheiden ist von der Ebenheit.

Digitized by Google

Wir sehen dort, wie der Honig kleben bleibt an jedem Ding, mit dem er in Berührung kommt; wie das Wasser sofort zurückfällt, wie es fließt, und leicht beweglich, flüssig ist. Wir sehen, wie elastisch das Eisen der Stimmgabel ist; wir sehen die Leichtigkeit der Feder, des Rauches, die der Wind davonträgt. Wir sehen die Konsistenz und Schwere des eisernen Gewichtes, das sich in den Sand einbohrt. Dies alles steht im Sehen leibhaftig vor uns.

Die Wahrnehmung der Farbe, der Gestalt, der Bewegung der Dinge bietet schon Anlaß zu manchen Erörterungen. Diese übergehen wir hier, weil wir sie nicht notwendig für das folgende gebrauchen. Im allgemeinen wird man zugeben, daß man Farbe, Bewegung, Gestalt »sieht«, wenn auch vielleicht bezüglich der Gestalt als dreidimensionaler räumlicher Gestalt mancher opponieren wird. Man wird dann aber leicht bereit sein, fortzufahren, daß alles, was man sehen könne, nur Variationen von Gestalt, Bewegung und Farbe sein könnten; daß man also nie mehr sehen könne, als verschieden gestaltete, verschieden schnell, in verschiedenen Richtungen bewegte und verschieden gefärbte, so und so gewölbte etc. Flächen, daß alles andere aber hinzugedacht, nicht leibhaftig gegeben sei.

Diese Behauptung halten wir für übereilt. Farbe, Bewegung, Gestalt geben uns, sei es durch die Art ihres Auftretens oder durch die Art ihrer Darstellung im Inhalt der Erscheinung selbst einen unmittelbaren Einblick in ein »Inneres des Dinges« d. h. zugleich mit Modus und Rhythmus im Ablauf des Erscheinens werden uns weitere Eigenschaften der Dinge vorstellig. Die Abhängigkeiten, in denen etwas etwas anderes darstellt, sind mannigfacher Art. Hierfür ist der Unterschied, in dem z. B. »Glätte« des Dinges und »Elastizität« des Dinges sich darstellt, besonders instruktiv. Die »Glätte« wird dargestellt durch den eigenartigen Glanz, der über der eigentlichen Farbe des Dinges verteilt liegt, die Elastizität aber durch die Weise, wie die Bewegung auftritt, abläuft. Hier ist das Darstellen nicht, wie bei der Glätte, Sache der Erscheinungsweise,

Digitized by Google

sondern die Weise, in der die objektive Bewegung abläuft, stellt die Elastizität als objektive Eigenschaft dar.

Hierbei ist nun zu beachten, daß uns die Eigenschaften wie Glätte, Elastizität so vorstellig werden, daß wir sie leibhaftig vor uns haben; so leibhaftig, wie man überhaupt diese Eigenschaften vor sich haben kann, so getreu, daß es keinen Sinn hat, sie noch auf andere Art unmittelbarer wahrnehmen zu wollen.

Setzen wir mit der Bewegung ein. Der Naturforscher kennt nur eine Art Bewegung, die beschleunigt etc. sein kann. Wir wollen die Berechtigung dieser Begriffsbildung für naturwissenschaftliche Zwecke nicht bestreiten. In Wahrheit aber stellen die Bewegungen, die wir in der Welt »sehen«, verschiedenartiges dar, je nach der Art, in der sie auftreten. Und gerade diese Art der Bewegung der einzelnen Dinge gibt uns einen Einblick in eine sehend erfaßte »innere Struktur« des Dinges. Zum Bestande des gesehenen Dinges als solchen gehört ein Plus von Eigenschaften, die nicht Bewegung gesehener farbiger Flächen sind und nicht etwa durch Beziehung auf andere Sinnesgegebenheiten »hinzuassoziiert«, »hinzugedacht« sind.

Wir nehmen zuerst den Gegensatz — ein ganzes Ding bewegt sich — Teile eines Dinges bewegen sich. Der Fall, wo sich das ganze Ding bewegt, bietet uns wenig Einblick in die »innere Struktur« des Dinges. Wir sehen dann etwa nur die Leichtigkeit oder die Schwere der Dinge. Ganz anders im Gegenfall.

Der Zweig, von dem der Vogel abfliegt, schwingt hin und her. In dieser eigenartigen Bewegung lesen wir unmittelbar die Biegsamkeit des Zweiges, seine Elastizität. Ein dünner Zweig schwingt anders hin und her wie ein stärkerer Zweig; der ranke Zweig der Linde anders wie der Apfelbaumzweig, anders wie der zapplige Birkenzweig. Und wieder ganz anders schwingt die Stahlstange bei ähnlichen Gelegenheiten hin und her, methodischer und strenger. In dieser Art des Vibrierens

Digitized by Google

gibt sich die Elastizität des Körpers kund; obwohl man Elastizität nicht in ganz eigentlichem Sinne sehen kann, hat man sie hier doch vor sich, rein in und mit dem Sehen und nicht bloß durch Hinzudenken auf Grund der Sinnesdata anderer Sinne. In diesen Zuckungen des Körpers gegen sich selbst gewahren wir etwas von seinem Innersten; wie er aus seiner Ruhe geschüttelt, nach den Seiten hin ausschlägt, von einer Seite immer auf die andere geholt wird und schließlich langsam wieder in Tatenlosigkeit zurücksinkt. Wir gewahren, wo er am stärksten beansprucht ist, wo er an der einen Seite auseinandergerissen wird und wo er an der entgegengesetzten Seite sich zusammenkrümmt, aus sich selbst heraustritt, um Platz für die Biegung zu gewinnen. Wir sehen hier mehr wie Elastizität, wir sehen zugleich Festigkeit, Wucht und vieles andere, wofür es an Worten gebricht. Und all dies können wir nicht übersehen, es drängt sich uns auf. Es ist undenkbar, daß etwas, was bloß farbig ist, uns so erschiene.

Ähnlich ist es bei dem Wasser, das — hingegossen — nach allen Seiten auseinander fließt, ganz anders wie etwa bei einem Topf voll Erbsen, der umgestülpt wird, die Erbsen auseinanderlaufen. Hier sehen wir unmittelbar, was Flüssigkeit des Wassers bedeutet, obwohl wir es eigentlich nicht »sehen« in dem Sinne, wie wir Farben sehen. Nehmen wir das Gegenbeispiel dazu, Syrup, der langsam über den Boden sich ausbreitet, so haben wir unmittelbar das vor uns, was man schwerflüssig, zähe nennt. Und so läßt sich die Untersuchung weiter fortführen.

Nehmen wir nun die Gestalt als Form im Raum. Die Gestalt mathematisch betrachtet, scheint uns keinen Einblick in die »Natur« des Dinges geben zu können, die Gestalt als Abzirkelung des Raumes. Jede Materie kann, scheint es, jede Gestalt annehmen; man könnte sogar meinen, dies a priori vertreten zu können. Das ist aber nicht richtig. Das Flüssige nimmt nicht die Gestalt des Festen an, es klammert sich immer irgendwie an das Feste und gibt ihm nach. Aber auch jedes

Digitized by Google

Feste hat seine eigentümliche Gestalt. Ähnlich wie Kristalle, man mag sie groß oder klein haben, immer dieselbe Gestalt haben, hat jede Materie die ihr eigene Gestalt. Das Tuch ist faltig; weiches Tuch schlägt andere Falten als hartes Tuch, Leinwand andere Falten wie Kattun. Man kann ein Stück Blech verarbeiten, daß man genau die Falten, die weiches Tuch schlägt, nachmacht, aber diese Gestalt, die für das Tuch charakteristisch ist, paßt zum Wesen des Eisens nicht mehr, wie jede beliebige andere Gestalt. Das Holz ist rauh, mit kleinen Unebenheiten, das Metall ist glatt. Man kann Holz polieren, Metall rauh machen, aber man sieht dem Metall immer an, daß es eigentlich glatt ist, dem Holz, daß es eigentlich rauh ist. Diese Form, die die Dinge annehmen, die Art, in der sie sie annehmen, läßt uns unmittelbar ihre Härte, Weichheit, ihre Zusammensetzung nach gewissen Richtungen — Tuch, Eisen — sehen.

Nehmen wir hierzu noch die Bewegung des Dinges in sich selbst, wie Tuch im Winde flattert, wie Blech hin- und herschlägt als ganzes, so läßt uns die Verbindung von Gestalt und Bewegung über die Zusammensetzung des Dinges schon sehr viel sehen.

In ähnlicher Weise wie Gestalt, Bewegung gibt uns auch Farbe Aufschluß über die innere Struktur des Dinges. Man könnte hier auch wieder die Meinung vertreten: Alle möglichen Farben lassen sich in Reihen ordnen, in die schwarzweiß Reihe, die gelbrotgrünblau Reihe. Diese Farben zeigen bloß qualitative Farbenunterschiede. Es ist dem Ding zufällig, welche Farbe es gerade hat. Gold könnte ebensogut grün wie goldig aussehen, Silber ebensogut schwarz wie silbern. Die Farbe steht mit der innern Struktur des Dinges in keinem Zusammenhang. Sie ist nur das, was dem Blick eine Grenze setzt und dadurch den Körper überhaupt sichtbar macht. Danach spielte die Farbe gleichsam dieselbe Rolle, wie das Färbemittel in der Biologie. Auch hier färbt ja der Forscher die farblosen Zellen und Zellenkerne, um sie unter dem Mikroskop

Digitized by Google

sehen zu können, um einen Widerstand für den Blick zu schaffen.

Wir müssen schon daran zweifeln, ob sich überhaupt alle Farben — rein als Oberflächenfarben — auf diese Weise in Reihen ordnen lassen. Sicher ist dies nicht der Fall bei den eigenartigen Erscheinungen der Durchsichtigkeit, Trübheit, wo der Blick sozusagen noch eine kleine Strecke in den Körper einzudringen vermag, wie bei getrübten Flüssigkeiten, bei durchscheinenden Körpern. Ebenso steht es mit dem eigenartigen Glanz, den Reflexen, die einige Körper mehr, andere Körper weniger aufweisen.

Wir meinen nun, um wieder mit der reinen Oberflächenfarbe zu beginnen, daß uns schon diese Einblick in ein »Inneres des Dinges« verschafft. Es ist gewiß nicht zufällig, daß die Metalle wie Silber, Gold eine glänzende Farbe haben, sondern in dieser Farbe spiegelt sich die Homogenität der Metalle wieder, wie in der stumpfen Farbe des Holzes die ungleichartige Zusammensetzung des Holzes.

Man mag Bedenken haben, ob das, woran man innere Eigenschaften der Dinge sieht, überall richtig wiedergegeben ist; daran daß man diese in den erwähnten Beispielen leibhaftig vor sich hat, kann der Unbefangene nicht zweifeln. Wer hinsieht, wie sich die Welt vor seinen Augen entfaltet und die natürlichen Veränderungen der Dinge, die sich vor seinen Blicken vollziehen, mit verfolgt, kann nicht leugnen, daß er im Sehen die »Struktur«, »das Innere« der Dinge leibhaftig vor sich hat.

Es kommt uns hier nur darauf an — ohne jede Theorie — den Blick für das zu öffnen, was in der farbigen Welt vor uns steht, ohne daß wir unser Wissen von den Gegenständen zu Hilfe nehmen und ohne daß wir uns indirekt auf andere Sinne zumal auf den Tastsinn beziehen.

Ohne daß wir unser Wissen zu Hilfe nehmen; — damit meinen wir, am Zucker sehen wir nicht seine Süßigkeit, am Essig nicht seine Säure, am Pfeffer nicht seine Bitterkeit, wenn

Digitized by Google

wir ihn auch noch so genau betrachten, noch so sehr ihn in seinen Umwandlungen, die sich vor unsern Augen vollziehen können, verfolgen. So sehen wir der Rose nicht ihren Geruch an, der Glocke nicht den Ton an, den sie von sich geben kann. Dies alles können wir nur »durch besondere Sinne wahrnehmen«. Aber die Weichheit der Rose sehen wir, wenn sie vor unsern Augen zerquetscht wird.

Und ohne daß wir uns auf andere Sinne beziehen; — von den Eigenschaften der Dinge sehen wir am meisten und die Eigenschaften sehen wir am deutlichsten, wenn wir sehen, wie sie sich in den verschiedenen Lagen, in die sie kommen können, verhalten; wenn wir zusehen, wie sich das glühende Eisen unter dem Hammer des Schmiedes windet und krümmt und wie es Formen annimmt; wie aber das dunkle Eisen lieber zerspringt, als daß es seine Form verändert; wenn wir sehen, wie das scharfe harte Eisen des Hobels die Späne aus dem weicheren Holz fliegen läßt, wie die Späne sich krümmen und reißen; wenn wir sehen, wie das Blei sich abstumpft, wo es schneiden soll, — kurz, wenn wir zu den einzelnen Handwerken gehen, und zusehen, wie die Dinge bearbeitet werden.

Man könnte nun meinen, und die Theorie liegt zu nahe, als daß sie nicht aufgestellt wäre, daß man sich hier unwillkürlich in die Stelle des Schmiedes, des Tischlers, des Eisenofenwärters versetzt und fühlt, wie die Dinge der lebendigen Kraft, die man auf sie verwendet, Widerstand entgegensetzen auf ihre Art und daß diese Hineinversetzung nötig ist, um die Eigenschaften der Dinge zu erfassen. Mir scheint es aber, man tut besser, wenn man die Eigenschaften der Dinge sehen will, rein auf das glühende Eisen zu blicken, wie es sich windet, sich krümmt, auf das Holz, welches bearbeitet wird und auf das Blei, welches schneidet. Dort sieht man unmittelbar Zähigkeit, Sprödigkeit, Härte, Stumpfheit, ohne sich erst in die Stelle des Arbeiters zu versetzen. Es braucht da keine Assoziationen oder Schlüsse, kraft derer man folgert, wie die Stoffe beschaffen seien; sondern genaue unbefangene Beob-

Digitized by Google

achtung, Zusehen gibt diese Beschaffenheit der Stoffe; und gar sehr unterscheidet sich das, was wir schließen, woran wir uns assoziativ erinnern, von dem, was wir leibhaftig vor uns haben.

Man kann diese Überlegung weiter fortsetzen. Es gibt dann wohl kaum eine Eigenschaft der Dinge, die sich nicht in der farbigen Welt offenbart oder bei günstiger Gelegenheit offenbaren kann.

Und wenn wir allein auf die farbige Welt angewiesen wären, ohne einen andern Sinn zu haben, so könnten wir doch von den Eigenschaften der Dinge unendlich viel wahrnehmen, unendlich viel ausmachen. Dies direkte Verhältnis zu der Beschaffenheit der Dinge, das wir in der farbigen Welt haben, müssen wir zunächst festhalten und in uns festigen [1]).

Kap. II. Wie uns Töne eine Außenwelt vermitteln.

Das Reich der Töne ist schon nach verschiedenen Seiten durchforscht. Ähnlich wie man Farben für sich nach ihrer Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit untersucht hat, hat man Töne als ein Reich eigener Art nach Harmonien, Disharmonien, nach Verhältnis von Klangfarbe, Tonhöhe, Laute des Tones untersucht. Wie man das Verhältnis der Farben zu den Schwingungen des Äthers, hat man das Verhältnis der Töne zu den Schwingungen der Luft untersucht. Mit diesen Untersuchungen hat unsere folgende nichts gemein. Sie bewegt

---

1) Es sei uns an dieser Stelle gestattet, Goethe anzuführen: Entwurf einer Farbenlehre (Didaktischer Teil) Einleitung. ». . . Wir sagten, die ganze Natur offenbare sich durch die Farbe dem Sinne des Auges . . .« und einige Seiten weiter ». . . doch hoffen wir, sie (die Farbe) durch unsere Darstellung und durch die vorgeschlagene Nomenklatur wieder zu Ehren zu bringen und die Überzeugung zu erwecken, daß ein Werdendes Wachsendes, ein Bewegliches, der Umwendung Fähiges nicht betrüglich sei, vielmehr geschickt, die zartesten Wirkungen der Natur zu offenbaren . . .«

Digitized by Google

sich in einem Gebiete, das bisher nur beiläufig gestreift und oft mehr wegerklärt als geklärt ist.

Wenn wir in Gedanken über Feld gehen, und plötzlich den Hammer des Schmiedes hören, leuchtet uns ein Raumstück auf von uns bis dahin, wo wir den Klang herzuhören vermeinen. Jeder neue Schlag zaubert wieder diesen Raum hervor. Tritt eine Pause ein in den Schlägen, so hört die Erscheinung auf, der Raum verschwindet.

Dieser eigenartige mit dem Ton in Verbindung stehende Raum umgibt uns fast stets. Die Mücke, die uns vor dem Einschlafen umsummt und in blitzschnellen Wendungen bald hierhin bald dorthin fährt, umgibt uns mit diesem Tonraum und zeichnet Figuren in ihm, ähnlich wie die leuchtende Spitze des Halmes, den wir im Dunkeln schnell hin und her schwingen, Figuren, die wie von einer unsichtbaren Hand sofort wieder ausgewischt werden. Der Vogel, der in unserm Rücken singt, bringt hinter uns einen Raum hervor, wie ihn vorne der Blick uns zeigt. Wo die Wand uns den Blick versperrt, erschafft die mit dem Geschirr hantierende Magd neue Räume für uns. Ziehen wir im Finstern über die Landstraße, so umgeben uns die Kirchenglocken, die von allen Seiten zu uns herübertönen, mit einem gewaltigen Raum, von dem unser Blick nichts sieht.

Den Tonraum können wir identifizieren mit dem Gesichtsraum. Wir können mit dem Auge die Stelle suchen, wo der Ton herkommt. Vielleicht finden wir die Stelle, solange wir den Gegenstand, der den Ton hervorbringt, nicht sehen, nicht genau; wir können aber unter günstigen Wahrnehmungsverhältnissen ungefähr die Stelle bezeichnen. Wir können unsern Blick auf die Strecke richten, die der Ton »durchläuft« und sagen, aus dieser Richtung ist der Ton gekommen, diese Strecke hat er durchlaufen, um zu uns zu kommen.

Es fragt sich nun, ob in Wahrheit der Tonraum nur ein abgeleiteter Raum ist, etwa so, daß der Ton, den wir hören, ein Phantasiebild des Gesichtsraumes hervorruft und daß wir

Digitized by Google

in diesem Phantasieraume — der aber ein Gesichtsraum ist — dem Ton eine Stelle anweisen. Man ist leicht geneigt, die Sache so zu konstruieren, weil fast stets der Ton von einem solchen Gesichtsbild begleitet ist.

Diese Konstruktion scheint mir aber unrichtig zu sein. Die sorgfältige Beobachtung scheint mir aufzuzeigen, daß der Ton uns einen Raum gibt, analog wie die Farbe. Man hört unmittelbar, woher der Ton kommt, die Assoziation mit dem Gesichtsraum tritt erst später ein, sie kann ganz ausbleiben. Der Ton scheint mir ebenso ursprünglich einen Raum darstellen zu können wie die Farbe. Nur muß man, will man dies richtig auffassen, allerdings gleich einen Schritt weiter gehen. Die Töne stellen nicht einen eigentlichen Tonraum dar, sondern Gegenstände im Raum und zwar Gegenstände, die nicht selbst wieder Töne sind. Man kann zwar nicht sagen, daß das Kikeriki uns einen Hahn, das Schnattern uns eine Ente, das Pip-pip uns einen Sperling zur Vorstellung bringe, ebenso wie das Gesicht uns einen Hahn, eine Ente, einen Sperling zeigt. Hier ist es offenbar ein einschleichendes Phantasiebild, das in fester Assoziation sich zu dem Ton gesellt. Ebenso ist es in unzähligen andern Fällen. Hier kann man nicht davon reden, daß der Ton uns den Gegenstand zur Darstellung bringe, wie man etwa sagen kann, die Farben brächten ihn zur Darstellung.

In andern Fällen liegt aber phänomenologisch die Sache anders. Hört man einen mit Eisenstangen beladenen Wagen über die holprige Straße fahren, ohne ihn zu sehen, so hat man unmittelbar die Holprigkeit der Straße, die Schwere des beladenen Wagens, die Menge der geladenen Stangen und andere Bestimmtheiten des Gegenstandes vor sich. Diese hat man deutlicher vor sich, als wenn man den Wagen sieht. Man hat sie auch direkt im Ton vor sich; stellt sich ein Phantasiebild des Wagens ein, so verdeutlicht das nicht eigentlich den Gegenstand, den man hört, in Bezug auf die bemerkten Qualiäten. Man kann jedenfalls mit demselben Recht sagen, daß

Digitized by Google

man sie hört, wie man sagt, daß man sie sieht. Darüber, ob und inwiefern es Sinn hat, zu sagen, daß man die Schwere sieht oder hört, während doch die gemeine Meinung ist, daß Schwere nur im Heben erfaßt wird — wollen wir später Untersuchungen anstellen.

Ebenso hört man die Härte eines Gegenstandes, der gegen einen andern gestoßen wird, am Klang und die Weichheit umgekehrt. Die Dumpfheit des Tones, den Holz von sich gibt, der metallene Klang des Eisens gibt die verschiedene Struktur beider Gegenstände unmittelbar wieder. Das Plätschern des Wassers gibt uns das Flüssigsein des Wassers, das Poltern des Donners das Aufeinanderschlagen von Luftmauern wieder.

Die Bewegung der Gegenstände im Raum gibt der Ton wieder analog wie der Blick. Wir nehmen auch unmittelbar die Identität des gesehenen und gehörten Gegenstandes wahr. Der Wagen, der von uns weg vor unsern Blicken um die nächste Ecke biegt, ist zuerst gesehen und gehört, dann nur gehört und zwar als derselbe Wagen. Ebenso ist der Wagen, der dem Blick zunächst verborgen ist, in seinem Rasseln wahrgenommen und wird dann, wenn er um die Ecke fährt und sichtbar wird, identifiziert mit dem zunächst nur gehörten Wagen, ohne Zuhilfenahme von Phantasiebildern.

Wenn uns nun der Ton offenbar Raum und Gegenstände in ihm zur Vorstellung bringt, so tut er dies doch in anderer Weise, als das Gesicht. Er gibt nicht die scharfen Grenzen der Dinge, die das Gesicht gibt, wenn er auch andererseits nicht alles in eins verschwimmen läßt. Er gibt manches von den Gegenständen deutlicher und intensiver als das Gesicht, manches gibt er vielleicht, was das Gesicht überhaupt in der Art nicht geben kann, aber umgekehrt mag er auch manches nicht geben, was das Gesicht gibt.

Die Frage, ob der Gesichtssinn mitwirken muß, um durch Assoziation dem Ton gegenständliche Beziehungen zu geben, ist von untergeordneter Bedeutung; denn sicher ist, daß der Ton zur unmittelbaren Darstellung nicht Gesichtsqualitäten

Digitized by Google

bringt — Farben — sondern Qualitäten, deren eigentliche Erkenntnis man dem Tastsinn und den verwandten Sinnen zukommen läßt, die der Gesichtssinn selbst nur vermöge einer Assoziation zur Darstellung bringen soll. Die Frage fällt also in Wirklichkeit damit zusammen, ob nur vermöge einer Assoziation der Gesichtssinn uns Schwere, Dichtigkeit, Elastizität zeigt, oder ob er fähig ist, aus sich diese Eigenschaften zur Darstellung zu bringen. Zu dem Gesichtssinn selbst steht der Tonsinn jedenfalls nicht in dieser Beziehung. Töne geben uns in der unmittelbaren Weise nie eine Vorstellung von Farben, stellen nie unmittelbar Farben dar. Im Donner hören wir unmittelbar das Aufeinanderpoltern, Aufeinanderstürzen von Wänden; davon zu reden, daß der Ton in der Art, wie er uns dies Aufeinanderstürzen zeigt, auch die Farbe der Wände zeige, gibt offenbar keinen Sinn. Der Donner bringt den Blitz nicht unmittelbar zur Vorstellung. Sofern er dies tut, tut er es nur assoziativ, ohne die innige Verbindung, mit der er uns unmittelbar so etwas wie die »Wucht« eines Zusammenstoßes schwerer Gegenstände darstellt.

Wenn nun der Ton uns auf die Außenwelt in mannigfacher Weise beziehen kann, uns die Außenwelt auf vielerlei Weise gegenständlich machen kann, so ist damit nicht gesagt, daß jeder Ton dies tut. In der Musik sind wir den Tönen selbst zugewandt; wenn Töne hier etwas vorstellen, so sind es Leidenschaften, Gefühle, nicht Gegenstände der Außenwelt. Wie Töne dies vermögen, lassen wir hier außer Betracht.

Nur in gewissen Musikstücken wird die Außenwelt mit Absicht — aber nur im Bilde — dargestellt. Im übrigen aber wird es sorgfältig vermieden, in den Tönen das Streichen mit dem Geigenbogen, das Durchpressen der Luft durch die Instrumente, das Schlagen auf die Tasten, auf das Kalbsfell gegenständlich zu machen; die Harmonie der Töne lenkt uns von diesen Geräuschen ab.

Soweit die Töne Gebilde im Raume zur Darstellung bringen, sind sie auch in gewissen Fällen mehrdeutig, lassen

Digitized by Google

sie verschiedene Auffassungen zu analog, wie die Farben. Dies sieht man trefflich, wenn etwa das Sausen im Ofen für Sausen des Windes um das Haus gehalten wird und wenn dann plötzlich der Ton und mit ihm der dargestellte Gegenstand sich verlegt.

Wie weit nun der Ton uns eine Außenwelt gegenständlich machen kann, ist nicht leicht zu beantworten. Es scheint mir aber bedeutend weiter zu gehen als man im Anfang wohl anzunehmen geneigt ist. Raum und Stellen im Raum gibt der Ton uns, ob er uns aber — ohne Mithilfe anderer Sinne — auch eine Art Dinge im Raum gibt, ist nicht so leicht festzustellen. »Etwas« im Raume und zwar nicht etwa Töne im Raume gibt er sicher. Wenn der Sturm um das Haus fegt und durch die Gipfel der Bäume, so erfüllt er für uns den Tonraum mit Gebilden. Der Tonraum ist — auch abgesehen von den Tönen — nicht leer. Aber im allgemeinen bemühen wir uns zu wenig, diese »Sprache« zu lernen und setzen das, was der Ton gibt, gewöhnlich in Beziehung zu den Gegenständen, wie sie uns die andern Sinne geben, wo der Tongegenstand uns dann manche Ergänzung gibt.

Nur wenn wir direkt das erfassen wollen, was man wohl die Natur selbst nennt, wenn wir absehen von den einzelnen Formen der Dinge und direkt die Natur im Herzen erfassen wollen, meinen wir oft, in der Tonwelt dieser Natur als Wirklichkeit für sich näher zu kommen wie durch irgend einen andern Sinn. Und soviel scheint mir sicher, daß die Töne, wenn auch auf verworrene Weise, das, was wir mit äußerer Wirklichkeit im letzten Sinne meinen, Kräfte und Gegenkräfte, Ringen, Kämpfen von Elementen auf ganz eigene Art zur Darstellung bringen, sozusagen im Großen aber Ungewissen das vollbringen, was der Tastsinn, der Gesichtssinn im Kleinen und Einzelnen allmählich erschaffen. Dies scheint mir aber mehr die zufällige Gestaltung zu sein, die die einzelnen Sinne gewonnen haben. Der Ton scheint mir seiner Natur nach

Digitized by Google

fähig zu sein, eine Welt darzustellen, ähnlich wie der Gesichtssinn, der Tastsinn [1]).

Kap. III. Wie der Tastsinn und die verwandten Sinne uns eine Außenwelt vermitteln.

Es ist eine alte Meinung, daß der Tastsinn, der Drucksinn auf gewisse Weise uns am getreulichsten und zuverlässigsten die Welt, wie sie ist, wiedergibt. Diese Sinne sollen uns die eigentlichsten objektivsten Eigenschaften der Dinge vermitteln, wie Härte, Schwere, Elastizität, Flüssigsein. Nach dieser Meinung ist dann die Aufgabe der andern Sinne nur eine ergänzende; der Gesichtssinn gibt uns nur Farben und etwa noch die unmittelbar damit verbundene Ausdehnung. — Unsere Aufgabe ist, ganz davon abzusehen, wie gewisse Sinne dies oder das zu leisten vermögen und nur aus der Art, in der die Außenwelt sich uns in den verschiedenen Fällen gibt, zu erfahren, welches Verhältnis diese Arten ihrer Gegebenheit haben. Da haben wir nun gesehen, wie wir die Außenwelt im Ton und wie wir sie ähnlich in Farbe und Licht erfahren. Wir haben gesehen, daß wir dort nicht eine Farben- und Tonwelt erfahren, sondern eine Welt, die in Farbe und Ton durch Farbe und Ton erscheint. Wir haben gesehen, daß, wenn man von Farben- und Tonwelt für sich redet, man eine ganz andere »Welt« meint. Während die durch Farbe dargestellte Welt mit jener durch Töne dargestellten identisch ist, sind die Welten

1) Hier dürfen wir uns wieder auf Goethe berufen: l. c. Vorwort zur Farbenlehre, (im Anfang) »Ebenso entdeckt sich die ganze Natur einem andern Sinne. Man schließe das Auge, man öffne, man schärfe das Ohr und vom leisesten Hauch bis zum wildesten Geräusch, vom einfachsten Klang bis zur höchsten Zusammenstimmung, von dem heftigsten leidenschaftlichen Schrei bis zum sanftesten Worte der Vernunft ist es nur die Natur, die spricht, ihr Dasein, ihre Kraft, ihr Leben und ihre Verhältnisse offenbart, so daß ein Blinder, dem das unendlich Sichtbare versagt ist, im Hörbaren ein unendlich Lebendiges fassen kann«.

Digitized by Google

der Töne für sich, der Farben für sich ohne jeden Zusammenhang miteinander.

Es ist jetzt die Frage, wie es mit der getasteten, gefühlten Welt steht. Im Gebiete des Tastsinnes und der ihm verwandten Sinne, wie z. B. des Drucksinnes, muß man zweierlei Einstellungen zu den Dingen wohl unterscheiden: die Einstellung des werktätigen Menschen und die des theoretischen, des Menschen, dem es um Erkenntnis zu tun ist. Es ist etwas anderes, ob ich taste oder ob ich die Hand auflege. Nur das Tasten verschafft mir in einem eigentlichen Sinne »Wahrnehmung« vom Gegenstand, nicht das bloße Handauflegen oder mit der Hand darüber gleiten. Es ist etwas anderes, ob ich die Bürde eines Gewichtes schleppe, oder ob ich das Gewicht wiege, prüfe. Es ist ein Unterschied, ob ich im Wasser schwimme, plätschere oder ob ich im Druck des Wassers, in seinem Verhalten unter meinem Körper, meinem Finger seine Eigenart wahrnehmen will. Es ist ein Unterschied, ob ich ein Fahrzeug ziehe oder ob ich im Zug seine Beweglichkeit erprobe. Es ist ein Unterschied, ob ich ein Stück Brot schneide oder im Schneiden die Härte, Weichheit des Brotes erfahre, ob ich ein Stück Tuch zupfe oder ob ich im Zupfen seine Dehnbarkeit erfahre. Und so fort. Hier scheint von außen angesehen immer dasselbe vorzuliegen; aber man braucht sich nur auf die beiden Einstellungen zu besinnen, die Einstellung, die auf »Wahrnehmung« ausgeht und die Einstellung, die eine Arbeit verrichten will, so findet man die Verschiedenheit beider. Man kann stundenlang im Wasser schwimmen, ohne das Wasser im Schwimmen »wahrgenommen« zu haben, man kann einen Tag lang den Tornister getragen haben, ohne seine Schwere wahrgenommen zu haben usw. Wir haben es hier nur mit der Wahrnehmung im besonderen Sinne zu tun — mit jenem Prüfen der Dinge, die auf Erkenntnis des Dinges und seiner Eigenschaften ausgeht, nicht mit der Art, auf die man sonst in körperliche Berührung mit der Außenwelt tritt. Diese Wahrnehmung ist nun vielfältig durch den Tastsinn, Drucksinn

Digitized by Google

möglich. Durch Ziehen, Biegen, Brechen, durch Tasten, durch Heben, durch Drücken kann ich Eigenschaften des Gegenstandes wahrnehmen, wenn ich eben auf Wahrnehmung ausgehe. Und diese Wahrnehmung, die im täglichen Leben nicht so häufig ist, wie es den Anschein hat, meinen wir. Der Handwerksmeister, wenn er sein Material abnimmt, sein Leder, sein Holz, sein Eisen, prüft sie einen Augenblick auf ihre Güte, auf bestimmte Eigenschaften und in diesem Augenblick nimmt er sie wahr. Aber meistens wird der betreffende Gegenstand danach, bis er fertig ist, nicht mehr wahrgenommen; sondern später wird daran geschnitten, gehämmert, poliert, ohne daß die Eigenschaften, die hierbei an sich wahrgenommen werden könnten, von den Handwerksgesellen wahrgenommen werden. Ja, es ist möglich, daß ein aufmerksamer Zuschauer, der zusieht, wie das Leder sich schneidet, eine Wahrnehmung von der Zähigkeit des Leders hat, während der schneidende Handwerker im selben Augenblick mechanisch schneidend von dieser Zähigkeit keine Wahrnehmung hat.

Dies in Berührungkommen mit den Dingen und sie wahrnehmen ist nicht eine Modifikation desselben, sondern es ist ein Ruck, wenn man von dem einen zum andern übergeht. Es liegt kein bloßer Unterschied der Aufmerksamkeit vor, sondern der Strahl der »Intention«, der in der Wahrnehmung zu den Gegenständen geht, ist bei dem bloßen Arbeiten an, in Berührung kommen mit den Gegenständen überhaupt nicht vorhanden. Und gerade weil man das, was die Intentio recht eigentlich ist, sich bei diesem Gegensatze sehr gut klar machen kann und dabei feststellen kann, wie im Sehen, Hören, Tasten dieselbe Einstellung zum Objekt vorhanden ist, das »Gerichtetsein« auf ein Objekt, ein Gegenständlich haben, während die unmittelbar gegenständlichen Inhalte, die Töne, Farben, Data des Tast-, Drucksinnes durchaus verschieden sind, deswegen haben wir diesen Gegensatz hier etwas näher erörtert.

Wir haben nun gesehen, wie man die Elastizität eines Lindenzweiges, eines Birkenzweiges, einer Stahlstange sieht.

Digitized by Google

Dieselbe Elastizität können wir auch fühlen, tasten. Um uns besser zu konzentrieren, schließen wir die Augen, nehmen eine Stahlstange und danach einen nicht ganz gerade gewachsenen Lindenzweig und bringen ihn zwischen Daumen und Finger zum Schwingen. In diesem Schwingen haben wir Elastizität vor uns. Die Stahlstange scheint uns gleichmäßig elastisch zu sein; der Lindenzweig, der bald hierhin, bald dorthin kippt, ungleichmäßig elastisch. Wir haben also dieselben Unterschiede, wie beim Sehen.

Fragen wir nun, was wir eigentlich wahrgenommen haben, so tragen wir Bedenken, einfach mit »Elastizität« zu antworten und ähnlich, wie wir beim Sehen sagen würden, »eigentlich haben wir nur Farben, Bewegungen wahrgenommen«, so sind wir versucht, hier zu sagen, daß wir eigentlich nur einen Druck, ein Ziehen in den Fingern und in unbestimmter Weise irgend etwas an der Stelle des Raumes, wo die Stange sich befindet, das sich schwer beschreiben läßt, aber auch dem stärksten Fixieren Stand hält, wahrnehmen können. Ein Etwas, das eine bestimmte Raumstelle hervorbringt. Die Versuchung liegt nahe zu sagen, daß dies, was wir hiermit — wenn auch ungenau — als eigentlich wahrgenommen bezeichnet haben, die gleiche Rolle spielt, wie der Ton, wie die Farbe in Bezug auf Darstellung des Gegenstandes.

Nehmen wir nun eine Bleifeder und versuchen sie wie die Stahlstange in Schwingungen zu setzen, so gewahren wir unmittelbar die Steifheit der Stange wie wir vorher die Elastizität wahrgenommen haben. Machen wir weiter dieselbe Untersuchung wie vorhin, so hält dem fixierenden Blick Stand nur der Druck gegen die Finger und ein Etwas im Raum. Der Druck gegen die Finger ist aber ein anderer wie im vorigen Beispiel. Er schwillt nicht in der Weise an wie dort, sondern es ist ein viel plötzlicherer Druck. Das Ziehen an den Fingern, das wir dort feststellten, ist hier nicht vorhanden.

Ebenso ist es mit dem Tasten. Eigentlich haben wir hier nur eine leise Druckempfindung in den Fingern. Wir fahren

Digitized by Google

leichter über den Gegenstand hin, je glatter er ist. Bei einem rauhen Gegenstand haken wir an jeder Stelle an und müssen den Druck verringern, um über die Oberfläche tasten zu können. Bei einem ganz glatten Gegenstande aber fahren wir leicht und ohne Mühe über die Oberfläche hin. Und dies Anhaken einerseits, die Leichtigkeit, mit der wir andererseits über den Gegenstand fahren, gibt uns eine Vorstellung von der Rauhigkeit oder Glätte des Gegenstandes. Die scharfe Ecke erfahren wir im Druck, den wir an dieser Stelle empfinden, während das zurückstehende einen geringeren oder gar keinen Druck ausübt.

Die Härte des Gegenstandes erfahren wir im Druck, im Klopfen — aber die schmerzhafte »Druckempfindung« für sich, die wir haben, wenn wir mit dem Knöchel des Fingers auf die Oberfläche eines Dinges klopfen, hat nichts mit der Härte des Gegenstandes gemeinsam.

Und so kann man alle Druck-, Tastempfindungen untersuchen. Nie ist das Ding oder eine seiner Eigenschaften darin direkt gegeben. Sondern Druck-, Zug-, Tastempfindung stellt Eigenschaften des Gegenstandes dar, wie die Farbe, wie der Ton und insofern sind sie den Farben und Tönen koordiniert. Damit soll nicht gesagt sein, daß der Weg, auf dem man durch die drei Sinne zu dem Dinge kommt, überall der gleiche ist. Nur daß es überall ein Weg ist, auf dem man zu dem Dinge kommt, ist das Wichtige.

Druck-, Zug-, Tastempfindung lassen sich nicht so ordnen wie Farben Töne. Sie sind dumpfer wie Farben und Töne; man kann bei Druck, Zug wohl nur von Intensitätsunterschieden sprechen. Daß nun die Data des Tastsinnes — wie wir Druck, Zug in Ermangelung eines besseren Namens vorläufig nennen wollen — uns eine Welt darstellen können, wie die Farbe es tut, darüber brauchen wir wohl kaum größere Ausführungen zu machen. Wir brauchen nur eine Streichholzschachtel in die Hand zu nehmen und erkennen dann, wie viele Bestimmtheiten des Dinges wir durch die Data des Tastsinnes wahrnehmen.

Digitized by Google

Kap. IV. Das Verhältnis der Sinne zueinander.

Man wird vielleicht manches von den bisherigen Erörterungen für zutreffend halten und doch immer von neuem die Frage aufwerfen: Wenn auch das Gesicht mir in gewisse Eigenschaften der Dinge, die nicht direkt auf Farbe und Gestalt zurückzuführen sind, einen Einblick gestattet, so ist doch der Sinn, der mir in der eigentlichsten Bedeutung eine Vorstellung von Härte, Weichheit, Rauhigkeit, Glätte, Kraft liefert, der Drucksinn, der Tastsinn; an dem Widerstand, den die Dinge mir bieten, wenn ich sie aufheben, brechen, biegen, zusammendrücken will, ersehe ich ihre Schwere, Härte, Elastizität; und wenn ich dann sehe, daß die Dinge andern Dingen als mir gegenüber sich ähnlich verhalten, von ihnen aufgehoben, gebrochen, gebogen, zusammengedrückt werden, »schließe« ich gewohnheitsmäßig dort auf ähnliche Kräfte, assoziiere ich solche dort hinzu.

Daß die getreue Beschreibung des sinnlich-leibhaftig Gegebenen keine Spur von solchen Assoziationen aufzeigt, sondern vielmehr zeigt, daß wir leibhaftig Elastizität, Flüssigsein, Rauhsein im Sehen vor uns haben, wird den, der darauf ausgeht, jede Behauptung an der Anschauung der Sachlage zu bewahrheiten, vielleicht auf unsere Seite ziehn, zumal wenn er das — es muß so sein — das die Theorie ihm entgegenhält, näher untersucht und er dann bemerkt, wie viele naturwissenschaftliche Hypothesen die Theorie zu ihrer Abrundung gebraucht, wie viel Fehlerquellen sie damit einführt. Und zumal, wenn er bemerkt, daß Theorien, ob nun naturwissenschaftliche über die Eigenschaften der Dinge, oder psychologische über die Wahrnehmung der Dinge ihrem Sinne nach von Gegebenem auf Nichtgegebenes gehen und insgesamt letzte Gegebenheiten unmittelbar einsichtiger Art (obschon in verschiedenem Sinne) voraussetzen. Daß ein Ding dasteht und sich leibhaft als das oder das darstellt: das ist ein Titel für Vorgegebenheiten, die vor aller Theorie über Dinge und Dingwahrnehmungen liegen.

Digitized by Google

Jede Theorie würde ihren Sinn verlieren im Falle ihrer Leugnung. Was wir aber oben getan haben, war eben einfache Beschreibung dessen, was vor aller Theorie in unmittelbarer Leibhaftigkeit gegeben und zu finden ist.

Wenn wir so behaupten, daß Härte, Elastizität, Flüssigsein, Glatt-, Rauhsein und viele andere Eigenschaften der Körper uns vermittels der Data mehrerer Sinne gegeben seien, könnte man es für eine notwendige Konsequenz ansehen, daß sie uns in derselben Art, wie Wärme, Farbe, Ton gegeben seien. Wenn man sich vorstellt, wie unmittelbar im Sehen wir das Flüssigsein wahrnehmen, liegt dieser Gedanke nahe und doch scheint man mir hier einen Schnitt machen zu müssen. Deutlich und leibhaftig ist uns jedenfalls auch das Flüssigsein gegeben, aber doch auf andere Art wie die Farbe. Man kann sich nicht etwa die Sache so zurechtlegen: Alle drei behandelten Sinne sind jeder für sich imstande uns neben und zwischen Farben, Tönen, Data des Druck-, Tastsinnes noch Elastizität, Flüssig-, Starrsein, Härte vorzustellen. Es wird also wohl in allen drei Sinnen ein gemeinsamer Sinn enthalten sein, der Flüssig, Hart so vorstellt, wie das Auge Farbe, das Ohr Töne vermittelt. Eine solche Folgerung wäre durchaus übereilt und entspricht der Sachlage nicht. Denn das ist vorläufig das Wunderbare, daß Töne und Farben, sowie »Tast-Druckempfindungen«, obwohl sie vorherrschen und das Bestimmteste in den von ihnen eingenommenen Sinnesgebieten sind, obwohl sie ferner durchaus verschieden von einander sind und kein Übergang aus dem einen Gebiet zum andern stattfindet, doch dasselbe — die Welt draußen — auf ihre Weise darstellen. Denn die Meinung, eigentlich nehme das Auge nur Farben, das Ohr nur Töne wahr, alles andere besorge Assoziation und Erfahrung, hat wenigstens insofern eine feste Grundlage, als Farben, Töne in diesen Welten, die mit ihnen erscheinen, einen besonders ausgezeichneten Platz einnehmen.

Ein kleiner Umweg mag dies mehr verdeutlichen. Denken wir an ein etwa in Ölfarbe gemaltes Bild. Dieses ist erstens

Digitized by Google

ein Ding der natürlichen Welt wie jedes andere Ding auch, bedeckt mit einer dicken Farbeschicht — Farbe hier als farbiger Stoff verstanden. Außerdem aber erfüllen die Farbenflecke — Farbe hier als absolutes Datum, als bloße Qualität wie in dem Worte: rot, grün, gelb, verstanden — irgendwie die Aufgabe, einen Ausschnitt aus einer Welt »Bäume Menschen Wiesen Hügel« vorzustellen. Sie geben alles das wieder, was wir in der wirklichen Welt der Anschauung sehen, Härte, Schwere, Elastizität und alles mögliche andere. Dabei wird von dem Ölgemälde nur die Farbe als absolutes Datum gebraucht; was liegt näher als der Schluß, daß wir alles andere, was wir zu sehen vermeinen, hinzudenken, hinzuphantasieren.

Wenn diese Theorie uns nachweisen könnte, wo uns denn zuerst das Flüssigsein und das Starrsein, die Härte und die Festigkeit, die Elastizität und die Sprödigkeit erschiene, wo wir Anschauung von den Beschaffenheiten, die diese Begriffe ausdrücken, haben, so könnte man eher über das summarische Verfahren, das bezüglich der Verbindung dieser Eigenschaften mit der farbigen Welt eingeschlagen wird, hinwegsehen. Aber wenn selbst der Tastsinn Flüssigkeit, Starrheit und all das andere nicht direkt gibt, woher sollen wir denn überhaupt auch nur den Begriff von diesen Bestimmtheiten haben.

Die Möglichkeit abzubilden kehrt auch in der Tonwelt und in der Tastwelt wieder. Bezüglich der Tonwelt braucht man nur an das Theater zu denken, wo Sturm, Gewitter, eine Volksmenge mit den einfachsten Mitteln dargestellt wird. Das was hierbei der Ton darstellt, kann in weite Fernen rücken, sich allmählich nähern, wieder verschwinden. Es wird damit ein Weltausschnitt dargestellt, den es in Wirklichkeit nicht so gibt, ganz analog wie bei dem gemalten Bilde. Die Analogie läßt sich leicht vollkommen durchführen.

Ebenso ist es bei dem Tastsinn, wenn auch sozusagen die Experimente hier schwieriger anzustellen sind. Aber durch Reizung der Haut kann ohne Zweifel die Vorstellung wachgerufen werden, als ob die Versuchsperson einen elastischen

Digitized by Google

Stab in der Hand halte, ohne daß dieser tastmäßig vorgestellte Stab da ist. Die Taschenspieler kennen verschiedene Handgriffe, wodurch sie in den Versuchspersonen die Vorstellung wachrufen, als ob sie etwas in der Hand hielten, während in Wirklichkeit nichts da ist.

Natürlich ist hierbei von der ästhetischen Wirkung, die ein Bild ausübt, vollkommen abzusehen; es kommt uns hier nur auf die Illusion und die Mittel der Illusion an. Nur dies, daß etwas durch Farbe, Ton, Druck-, Tastempfindung vorgestellt wird, was in Wirklichkeit nicht da ist, und daß die getäuschte Person sich davon überzeugen kann, indem sie das, was sie jetzt als wirklichen Gegenstand aufgebaut hat, jetzt doch als etwas anderes wahrnimmt, kommt in Betracht. Und in dieser Beziehung liegen die drei Sachverhalte gleich.

Bei dem gemalten Bilde könnte man noch anführen, daß wenigstens die Veränderung und Bewegung der Dinge, die uns schließlich doch den besten Einblick in die Beschaffenheit des Dinges gibt, nicht abgebildet werden können; aber auch das ist nicht richtig. Eine zweckmäßige Aufeinanderfolge der Bilder, wie wir sie bei dem Kinematographen finden, gibt auch die stetige Veränderung des Dinges wieder. Wir können hier die Dinge sehen, wie sie sich biegen, wie sie brechen, sich umformen, ohne daß in Wirklichkeit solche Veränderungen sich vollziehen. Es fragt sich allerdings, wie weit hier die Analogie durchzuführen ist. Sie wäre vorhanden, wenn man anstatt des bewegten Lebens, das man durch den Kinematographen sieht, auch — mit einer Änderung der Blickrichtung ähnlich wie bei dem Ölbilde — das was in Wahrheit vorhanden ist, die Aufeinanderfolge von Bildern, sehen könnte, ohne Identifizierung des Bildgegenstandes. Dabei ist interessant, daß im Kinematographen schon eine höhere Stufe von Verbildlichung vorliegt. Denn Vorbedingung für das Sehen der Bewegung und Veränderung ist das Sehen von Bildgegenständen. Ohne Bildgegenstände ist keine Bewegung darstellbar. Die Bewegung setzt Bildgegenstände voraus, sie knüpft nicht direkt an die Farbenelemente,

Digitized by Google

aus denen das Bild scheinbar erschaffen wird, an, sondern sie knüpft an erst an das fertige Bild. Dinge, oder im weiteren Sinne Gegenstände, sind die Voraussetzung für die Bewegung insofern, als erst der Gegenstand — und nicht alles, was überhaupt sichtbar ist, ist in diesem Sinne Gegenstand — bewegbar wird. Doch wir nehmen hier etwas voraus, was späterhin noch deutlicher werden wird.

Kap. V. Fortsetzung.

Wenn wir dies nun überlegen, daß sich Flüssigsein, Starrheit und andere Beschaffenheiten der Dinge in der farbigen Welt, der Tonwelt, der Tastwelt zur Vorstellung bringen lassen, das ferner diese Beschaffenheiten alle bildmäßig allein durch Farben, Töne, Tastempfindungen dargestellt werden können, so scheint damit ein Riß in die Welt, wie sie sich uns vorstellt, zu kommen, indem gewisse Bestimmtheiten, wie Farben, Töne die Vorstellung von andern Bestimmtheiten, Flüssig, Starr in einer gewissen Ordnung mit sich führen, oder was man sonst für einen neutralen Ausdruck gebrauchen will; indem sie streng dasselbe zur Vorstellung bringen, ohne die geringste Ähnlichkeit mit einander oder mit dem, dessen Vorstellung sie mit sich führen, zu besitzen. Und doch scheint diese Ordnung der Welt in zwei Glieder nicht zufällig oder willkürlich zu sein. Es scheint nicht ohne Ordnung zu sein, daß die einen Bestimmtheiten, die Farben, Töne im ersten Gliede stehen, und Starrheit, Flüssigsein im zweiten Gliede. Ob je das zweite Glied irgendwo in das erste Glied vorrücken kann, ob Flüssigsein sich selbst ohne Vermittlung von Farbe, Ton vor uns hinstellen kann, wollen wir hier noch unentschieden lassen, aber Farbe und Töne selbst scheinen doch nie in das zweite Glied rücken zu können, nie durch etwas anderes, in einem andern dargestellt werden zu können. Von Farben, von Tönen als absoluten Inhalten gibt es wohl Phantasiebilder, aber keine wirklichen Bilder. Farben kann man nicht abmalen. Man kann wohl einen Farbenfleck, als welcher aus Ölfarbe, aus Wasserfarben, aus Mennige oder Zinnober besteht, malen, aber man

Digitized by Google

kann nicht Farbe selbst malen. Man kann nicht das Rot, das Grün an dem Farbenfleck — als immanenten Inhalt — malen, man kann nur ein gleiches Rot, ein gleiches Grün daneben setzen, hat dann aber nicht das Recht, das eine für ein Abbild des andern zu halten. Jede Farbe ist gleich original, gleich wirklich. Und so auch mit dem Tone selbst, mit den Data des Tastsinnes selbst. Gemalt werden kann immer nur das, was im zweiten Gliede steht. Hierbei ist nun allerdings zu beachten, daß man schließlich, wenn man Bild und Original neben einander hält, auch ein Recht hat zu sagen: die Farbe des Bildgegenstandes — das Grün des gemalten Rasens — sei ein Abbild der Farbe des Originalrasens, insofern es eben zum Rasen gehört, daß er grün ist, daß er diese Eigenschaft als Dingeigenschaft hat.

Kap. VI. Das Dargestellte: der Raum.

Farben, Töne und Data des Tast-, Drucksinnes stellen also jede Raum dar. Man spricht in diesem Sinne von Gesichtsraum, Tonraum, Tastraum. Diese Sprechweise ist nun sehr gefährlich und gibt zu Irrtümern manchen Anlaß. Denn von hier ist es nur ein Schritt zu der Behauptung: in diesem Raum ordnen sich die Töne, die Farben, die »Tastempfindungen«, der Raum sei für sie ein Prinzip der Ordnung.

Wenn wir unsere Betrachtungen durchführen, kommen wir zu einer anderen Auffassung: der eine Raum stellt sich im Hören, Sehen, Tasten dar. Farben, Töne, Data des Druck-, Tastsinnes bringen ihn jede auf ihre Art zur Darstellung. Aber diese Darstellungsarten bedeuten gleichsam nur verschiedene Wege, auf denen man zum selben Ziele kommt. Darin steckt, daß dies Ziel immer auf einem Wege erreicht werden muß, daß es nicht direkt vor einem liegen kann; hierbei paßt allerdings das Beispiel vom Wege schlecht. Besser sagt man, der Raum zeige sich immer nur in einer Umkleidung, in einem Gewand; den nackten Raum für sich bekomme man nirgends zu sehen. Sichtbar — besser gegenständlich wird der Raum

Digitized by Google

erst durch das Kleid, das ihn umhüllt. Trotzdem ist der Raum aber seinem Wesen nach unabhängig von diesem Kleid, nur sein gegenständlich werden ist abhängig von dem gegenständlich sein des Kleides, der sinnlichen Data.

Die Umkleidung nun stellt den Raum, den man im Auge hat, wenn man von dem Raum redet, den die Dinge ausfüllen, nicht »adäquat« dar, sie gibt einen andern »Raum«, der aber in inniger Beziehung zu dem ersten Raum steht. So schrumpft der Gesichtsraum in der Entfernung zusammen, sodaß ein Raumausschnitt, der in Wirklichkeit so groß ist, wie ein in der Nähe befindlicher Raumausschnitt, viel kleiner aussieht als dieser, und umso kleiner, je entfernter er ist. Der Raum, den die Sonne einnimmt, ist für das Auge kleiner als der Raum, den der Tisch einnimmt.

Der Tastsinn scheint auch nicht direkt den ersten Raum darzustellen. Soweit die Hände reichen, fällt dies weniger auf. Tasten wir aber einen Raumabschnitt mit einem Stabe aus, so ist uns auf gewisse Weise der betreffende Raum gegeben. Je länger wir den Stab nehmen, auf desto größere Entfernungen können wir den Raum abtasten; aber schließlich wird die Drehung des Stabes immer winziger, je länger wir den Stab nehmen müssen, und hiermit hängt zusammen, daß bei größerer Länge des Stabes schließlich der abgetastete Raum, wenn er auch »objektiv gleich groß« ist, wie ein mit einem kurzen Stabe abgetasteter Raum, doch den Eindruck erweckt, als ob er winzig wäre.

Auch bei dem Tonraum scheinen die Verhältnisse ähnlich zu liegen, nur ist der Nachweis hier schwieriger zu erbringen.

Schließen wir aber diese »Unstimmigkeiten« aus, indem wir uns auf die Darstellung, die die Sinne von einem Teil des Raumes im günstigsten Fall liefern können, beschränken, nehmen wir noch hinzu, daß hier, sofern noch »Unstimmigkeiten« vorliegen, diese unmittelbar durch kurze Bewegungen korrigiert werden, so liefern die Sinne hier eine Darstellung des Raumes im ersten Sinne.

Digitized by Google

Dieser Raum ist nun einer, er ist im strengsten Sinne derselbe identische, der im Tasten, Hören, Sehen erfahren wird. Von einem Gesichtsraum, Tonraum, Tastraum zu reden, gibt danach keinen Sinn. Der Raum ist aber auch für Töne und Farben, rein als solche, mittels derer er sich darstellt, kein Prinzip der Ordnung. Töne, Farben stehen sachlich nicht in der Beziehung zum Raum, daß der Raum eine Form für sie ist. In ihnen stellt sich der Raum dar, das ist eine eigene Beziehung, die jedenfalls keine sachliche, keine Formbeziehung ist, was sie sonst auch sein mag.

Der Ton stellt uns etwas im Raum vor, das nicht selbst Ton ist, sondern etwas dingartiges. Dies dingartige ist im Raum an einer bestimmten Stelle, wie eben Dinge im Raum sind. Das Rauschen, Wehen, Rasseln, Klirren, Poltern, Dröhnen und alle Worte, die in dieser Weise eine von Geräusch begleitete Veränderung der Außenwelt ausdrücken, bezeichnen, wie im Ton hier mehr liegt als bloß Ton, wie der Ton uns auf die Außenwelt bezieht. Wie klar oder unklar die Vorstellung von dem, was sich im Ton darstellt auch sein mag, sicher ist es nichts tonartiges mehr, was der Ton darstellt und sicher ist es eine, wenn auch verworrene Vorstellung von der Außenwelt und deren Kräften, die der Ton zur Darstellung bringt. Diese Außenwelt nun gliedert sich von selbst im Raum, der den Ton darstellt. Es ist weitweg oder nahe bei uns, was der Ton darstellt, es ist winzig oder groß. Mit diesem Dargestellten und durch seine Hilfe gewinnt der Ton eine Raumstelle, die doch nicht wirklich Raumstelle ist; er lagert sich vor oder in das, was er darstellt. Aber er gliedert sich selbst nicht weiter im Raum. Sein ganzes Wesen ist gleichgültig gegen den Raum. Man kann ihn weiter gliedern in Haupt- und Nebentöne; aber diese Gliederung ist nicht verbunden mit räumlicher Gliederung. Rein als Ton betrachtet, hat er keine Beziehung zum Raum. Nur das, was er darstellt, ist im Raum und damit in anderer Weise auch er selbst als Darstellendes. Fassen wir das Sausen des Ofens als Sausen

Digitized by Google

des Windes auf, der Ton ist immer da, wo das Dargestellte ist. In Bezug auf den Raum folgt er dem Dargestellten.

Entsprechend läßt sich das Verhältnis der Lichter, Reflexe, des Glanzes zu dem Raum feststellen. Auch diese haben normalerweise die Aufgabe, Dinge zur Darstellung zu bringen. Zuweilen scheinen sie zwar, wo sie im Übermaß sich zeigen, die Darstellung zu beeinträchtigen. Gewöhnlich aber erkennen wir da, wo der Glanz liegt und in der unmittelbaren Umgebung des Glanzes den Gegenstand und seine Form am deutlichsten, wie man namentlich bei Lampenlicht an jedem metallenen Ding leicht feststellen kann. Sofern wir nun den Glanz — um uns hierauf zu beschränken — für sich betrachten wollen, ohne Rücksicht darauf, daß er das Ding darstellt, merken wir bald, daß er sich nicht in Beziehung zum Raum setzen läßt, sobald wir ihn von dem Gegenstand, auf dem, in dem er zu liegen scheint, trennen. Indem man ihn selbst räumlich fassen will, versucht man schon wieder, ihn als Darstellung eines neuen Dinges zu fassen; damit legt man ihn bald in unendliche Fernen, bald in die Nähe, bald erscheint er einem so fern wie ein Komet, bald so nahe wie der Schrank, dessen Darstellung er vermittelt. Es ist unmöglich, ihn für sich eindeutig irgendwo im Raum festzulegen, er ist nicht vor und nicht hinter dem andern Glanz, der denselben Gegenstand umstrahlt. Er ist nicht flächenhaft und nicht räumlich, nicht groß und nicht klein. Sehe ich ihn weit weg, so erscheint er ungeheuer groß, sehe ich ihn nahe, so erscheint er klein. Und ich kann ihn sehen wo ich will. Kurz — er läßt die Betrachtung, die das Ding zuläßt, nicht zu. Er läßt viele nähere Bestimmungen zu, ohne daß eine von diesen Bestimmungen besser auf ihn paßt, wie die andere, Anspruch auf mehr Recht macht, wie die andere. Man kann ihn nicht beobachten, es ist ein Spielen. Er fließt einem immer von neuem durch die Finger wie Wasser, sobald man ihm von dem Gegenstand, den er darstellt, trennt. Er läßt sich auf keine Weise endgültig im Raum festlegen.

Digitized by Google

Aber selbst die Farben des Dinges haben nur durch das Ding Beziehung zum Raum. Als reine Farbenqualität sind sie nicht räumlich geformt. Man wird dagegen nicht anführen, daß die Dingfarben Flächenform haben; denn es ist augenfällig, daß die Dingfarbe irgend wie mit der Fläche verbunden ist, sie bedeckt, erfüllt, aber ebenso leicht ist einzusehen, daß sie nicht selbst flächenhaft geformt ist.

Aber auch Gestalt, Kreis- Dreieckgestalt, hat nicht die Farbe, sondern nur die in der Farbe dargestellte Fläche; die Farbe selbst für sich genommen ist gleichgültig gegen jede Raumform, sie bringt Raum und Raumformen zur Darstellung, ist aber nicht raumhaft. Nur soweit sie Farbe des Dinges ist, nimmt sie Anteil an dem Raum, den das Ding einnimmt und den die Dingfarbe bedeckt, erfüllt. Dadurch gewinnt sie gewissermaßen einen Ort im Raum.

Ebenso liegt die Sache wohl bei den Data des Tast-, Drucksinnes.

Kap. VII. Das Dargestellte: die räumliche Dingwelt.

Wir haben bis jetzt das Dargestellte derart bestimmt, daß es das sei, was in den verschiedenen Darstellungen zur Anschauung komme. Dies kann nur eine vorläufige Bestimmung sein, denn es ist nicht gesagt, daß die eine Art der Darstellung alles gibt, was die andere gibt. Wenn wir vom Tastsinn und Gesichtssinn vorläufig auch annehmen können, daß beide Sinne dasselbe und gleich viel von ihm geben, so haben wir doch am Tonsinn gesehen, daß er beträchtlich hinter diesen beiden anderen zurückbleibt. Ein solches Verhältnis ist auch zwischen Tastsinn und Gesichtssinn nicht ausgeschlossen. Es genügt ein Sinn, um uns etwas darzustellen.

Wir kommen aber jetzt zu einer neuen Unterscheidung von Darstellendem und Dargestellten. Das Darstellende, — Farben, Töne, Data des Tast-, Drucksinnes, — entfällt nämlich, wenn man die Dingwelt unter dem Gesichtspunkt der Kausa-

Digitized by Google

lität betrachtet; es findet keinen Platz in der Welt der Kausalität, wie das Dargestellte.

Vermöge der Elastizität schnellt der Bogen den Pfeil in die Weite. Vermöge seiner Härte leistet der Harnisch dem Pfeil Widerstand, wegen seiner Sprödigkeit zersplittert Glas, wenn der Pfeil gegen das Fenster fliegt. Was bedeuten zuerst solche Ausdrücke? Man könnte meinen, es gebe keinen Sinn, dem gestreckten Bogen Elastizität als etwas Seiendes zuzusprechen, Elastizität bedeute nur, daß der Bogen — gespannt — von selbst in seine vorige Lage zurückspringen könne. Aber wir sehen auch in der Ruhe die Elastizität. Ähnlich wie wir einem Menschen, auch wenn er liegt, Geschmeidigkeit oder Steifheit ansehen, sehen wir der Stahlstange, die auf dem Boden liegt oder sich gegen die Wand lehnt, ihre Elastizität an. Zwar ist dies »ansehen« nicht voll eigentliches Sehen. Es weist aber doch daraufhin, daß die bloß »angesehene« Elastizität auch noch etwas ist, was wirklich in der Stahlstange ist, mehr als bloße Möglichkeit. Ähnlich wie der Zornmütige oder der Sanftmütige, auch wenn er nicht gerade seinen Zornmut, seine Sanftmut beweist, doch sozusagen sich selbst als zornmütig, sanftmütig »fühlt«, eben einen zornmütigen, sanftmütigen Charakter hat, auch wenn er sich dessen in keiner Weise licht bewußt ist, ähnlich hat auch der Stahl irgendwie Elastizität, selbst wenn er nicht schwingt. Man ist versucht hier von dauernder realer Möglichkeit, Disposition zu sprechen, man muß dann aber im Auge behalten, daß diese Disposition etwas Wirkliches, Zeitliches ist, objektiv im Stahl ist. Und ebenso die Härte, Sprödigkeit. Erst, wenn man sich dies Verhältnis klar gemacht hat, ist es möglich, in der Frage betr. Konstitution des Dinges einen Schritt weiter zu kommen. —

Man sieht nun, wie diese Eigenschaften, die wir aufgezählt haben, ihre Rolle spielen in dem Leben, das die wirkliche Welt erfüllt. Nach diesen Eigenschaften bestimmt es sich, wie die Körper aufeinander wirken. Stößt das Spröde gegen das Weiche, so bleibt es heil, stößt es gegen das Harte, so zer-

Digitized by Google

schellt es. Stößt Hartes gegen Hartes, so stößt es sich gegenseitig ab. Das Leichte schwimmt auf dem Schwereren, es versinkt im Leichteren. Das Zähe biegt sich eher, als es bricht, das Spröde bricht eher, als es sich biegt. Das Klebrige hält das fest, was in seinem Bereich kommt. Das Dünnflüssige fließt auseinander. Das kommt von der oder der Eigenschaft, daß sich der Körper in dieser Lage so verhält. Das Feste trägt nicht, weil es hart oder schwer ist, sondern weil es fest ist, und ebenso das Schwere sinkt nicht unter, weil es hart ist, das Spröde zerspringt nicht, weil es schwer ist.

Man stößt hier also überall auf Relationen. Dabei hat man zu beachten, daß das, was wir mit spröde, hart, schwer, elastisch, zäh, weich, dünnflüssig bezeichnen, direkt aus dem Leben genommene Ausdrücke sind, die vielfach nicht die für eine genaue Untersuchung nötige Schärfe haben. In dieser Beziehung könnte man in der Technik und schon in den einzelnen Handwerken sehr viel genauere Ausdrücke finden, die aber auch natürlich, weil immer nur für die Praxis geschaffen, strengen Anforderungen nicht genügen.

Man ist nur zu leicht geneigt, diese Sätze, die wir abgeleitet haben unter dem Einfluß historischer Systeme aus der Welt zu schaffen, indem man ihren Inhalt entweder für selbstverständlich oder für nicht wahrnehmbar erklärt. Für selbstverständlich, indem man sagt, »zäh sein« heiße nichts anderes, als sich eher biegen als brechen lassen, »schwer sein« heiße, untersinken im leichteren Mittel, »spröde sein« heiße leicht brechen. Diese Ansicht müssen wir für Konstruktion erklären. Fest, zäh, elastisch nehmen wir als Eigenschaften der Dinge wahr. Es ist nicht dasselbe, wie tragfähig, biegbar, vibrierend. Im tragen, gebogenwerden, vibrieren zeigt das Ding nur seine entsprechenden Eigenschaften, die es behält, auch wenn es nicht mehr trägt, vibriert.

Aber diese Relationen sind auch wahrnehmbar, direkt anschaulich faßbar, sowie es eben Relationen sind. Man kann nun allerdings nicht verlangen, daß Kausalität so gegeben sei,

Digitized by Google

wie Farbe oder Ton oder etwas anderes, das darstellt oder wie Verschiedenheit, Ähnlichkeit der Farbenqualität. Mit demselben Recht könnte man von Härte, Weichheit eine solche Gegebenheitsweise fordern und müßte dann dazukommen, daß so etwas wie hart, weich nicht wahrnehmbar sei. Denn Hart und Weich ist auch nicht so unmittelbar gegeben, wie Farbe, Ton. Hat man aber die Blickrichtung, in der man hart, weich sieht, so »sieht« man auch Kausalität. Sie liegt in derselben Sphäre, in der diese Eigenschaften liegen. Man »sieht« dann, wie etwas von etwas kommt, durch etwas bewirkt wird, von etwas abhängig ist. Man sieht mehr als zeitliches Folgen von Ereignissen, man sieht den Zusammenhang zwischen Ereignissen. Man bildet sich den Zusammenhang nicht ein, sondern man sieht ihn; er ist leibhaftig gegeben. Ähnlich wie bei dem Zusammenstoß zweier Menschen wir sehen, wie und wodurch der eine den andern reizt, in Wut bringt, wie wir dies in seinen Zusammenhängen genau verfolgen können und z. B. bei einer gerichtlichen Verhandlung verfolgen müssen, können wir auch bei den Dingen, die aneinandergeraten genau verfolgen, worauf die Ereignisse zurückzuführen sind. Wir sehen hier die Zusammenhänge und Abhängigkeiten. Von hier ist dann allerdings noch mancher Schritt bis zu dem sogenannten Kausalitätsgesetz und zur Kausalität im Sinne der Physik zu tun. Insbesondere kommt hier in Betracht, daß die Wirkung unter dem Einfluß anderer Umstände ausbleiben oder verstärkt werden kann, wie etwa die bloße Gegenwart einer dritten Person, das begütigende Zureden einer dritten Person im erwähnten Falle den Ausbruch des Wutanfalls verhindern kann. Das hindert aber nicht, daß wir im konkreten Fall Abhängigkeit wahrnehmen können. Ob nun solche Abhängigkeiten jedes Geschehen in der Welt durchziehen, ob es Zufall, Freiheit gibt, das ist damit noch nicht entschieden, sondern eine Frage für sich, die mit unserer nichts zu tun hat und die wir nicht weiter berühren.

Man tut hier gut, immer an bestimmte Kausalitätsverhält-

Digitized by Google

nisse zu denken. So hängt der Widerstand, den ein Körper dem Eindringen eines andern Körpers, den er dem Zug, dem Druck, dem Scheeren, dem Drehen, dem Biegen, der Bewegung entgegensetzt, immer wieder von andern Eigenschaften, oder von Kombinationen von Eigenschaften wie Härte, Schwere, Zähigkeit, Elastizität ab. Diese Abhängigkeitsverhältnisse kann man wahrnehmen, wie man die Eigenschaften und das Ziehen, Drücken, Scheeren selbst wahrnehmen kann. Man kann hier wahrnehmen, wie es bei dem Verhalten eines Körpers unter bestimmten Umständen auf die eine Eigenschaft oder auf eine Kombination von Eigenschaften ankommt, wie etwa auf die Schwere bei der Fortbewegung, auf Härte, Zähigkeit bei dem Widerstand gegen das Eindringen anderer Körper, während es auf die andern Eigenschaften, die der Körper daneben noch hat, nicht ankommt. Und zwar handelt es sich hier um Verträglichkeit oder Unverträglichkeit. Es verträgt sich nicht mit dem Wesen von Härte, Elastizität, Zähigkeit, daß sie irgendwie für den Widerstand, den ein Körper der Fortbewegung entgegensetzt, in Frage kommen. Die Härte, Elastizität ist so geartet, daß ihr in diesem Zusammenhang keine Rolle zufallen kann. Es ist hier analog wie bei dem Verhalten des Menschen. Wenn der Mensch auf seine Gutmütigkeit hin beansprucht wird, kommt es auf seine Melancholie, seine Ruhe, seine Kühnheit nicht an. Diese Zustände, Eigenschaften seines Charakters scheiden hier aus.

Ebenso wie man nun diese Negativen — diese Unverträglichkeiten — wahrnehmen kann, kann man die Verträglichkeit wahrnehmen und diese Verträglichkeit ist Verträglichkeit unter dem Gesichtspunkt der Kausalität.

Man darf nicht gegen die Wahrnehmung von Kausalität einwenden, daß Illusionen möglich sind [1]), daß ein geschickter

---

1) Alle unsere Überlegungen gehen nur auf Feststellung von Wesenszusammenhängen. Die Wirklichkeit scheidet vollkommen aus. Man darf dabei nur nicht glauben, daß wir irgendwie Begriffsunter-

Digitized by Google

Taschenspieler uns eine Ursache und Wirkung vortäuschen kann, wo offenbar eine solche nicht vorhanden ist. Beispiele hierfür sind sehr zahlreich. Man kann eine Kugel auf eine Blechplatte fallen lassen, während die Kugel an einer unsichtbaren Schnur gehalten die Platte nicht mehr berührt. Dann hat der Zuschauer den Eindruck, als ob die Kugel die Platte durchgebogen habe, obwohl in Wirklichkeit die Kugel die Platte nicht berührt hat. Mit demselben Recht könnte man sagen, Identität des Dinges sei nicht wahrnehmbar. Wir meinen hier nicht jene Identität, die zwischen dem wahrgenommenen Gegenstand und dem bloß vorgestellten Gegenstand besteht, vermöge derer wir sagen, wir dachten soeben an das, was wir jetzt leiblich sehen; wie es etwa der Fall ist, wenn wir von einem Bekannten gesprochen haben und dieser uns dann selbst begegnet. Wir meinen auch nicht die Identität, die das Ding zeigt, wenn wir es von allen Seiten betrachten und vermöge derer wir dann sagen können, wir sähen dasselbe Ding, bloß von verschiedenen Seiten. Sondern wir meinen die Identität, vermöge derer wir sagen können, wenn wir ein Ding eine Stunde lang nicht aus den Augen verloren haben; das Ding sei noch dasselbe, was wir vor einer Stunde gesehen häften, selbst wenn es sich in Einzelheiten geändert haben mag. Bezüglich dieser Identität kann uns der geschickte

---

suchung oder Untersuchung von leeren Möglichkeiten treiben. Es handelt sich uns vielmehr darum, festzustellen, was man a priori über die Gegenstände der schlichten Erfahrung ausmachen könne. A priori in dem Sinne, daß wir an der Anschauung diese Wesenszusammenhänge feststellen. Was der letzte Grund für die Möglichkeit solcher Untersuchungen ist, inwiefern die Wesensgesetze schließlich auch Gesetze für die Wirklichkeit sind, das erfordert eine besondere Untersuchung für sich. (Gesetz hier natürlich nicht im Sinne von Naturgesetz, sondern in dem Sinne, was wesensgesetzlich unvereinbar ist, ist auch in der Wirklichkeit unvereinbar wie etwa: Es kann nie einen Ton geben, der schwer, hart oder elastisch wäre. Bei der Fortbewegung eines Körpers kann nie seine Härte, Elastizität in demselben Sinne in Frage kommen wie seine Schwere u. s. f. Ebenso bezüglich des Charakters des Menschen, eines Wesens überhaupt.)

Digitized by Google

Taschenspieler täuschen; er legt das Geldstück unter einem Behälter auf den Tisch und zaubert es durch den Tisch, daß wir uns nicht des Eindruckes erwehren können, das Geldstück sei dasselbe, das er auf den Tisch gelegt hat, obwohl es in Wirklichkeit ein zweites im Ärmel bereit gehaltenes Geldstück derselben Sorte ist. Ebenso wie bei diesem Beispiel die Möglichkeit einer solchen Täuschung nicht dagegen spricht, daß Identität Gegenstand der Wahrnehmung sein kann und daß das Wesen der Identität an der Hand der Anschauung festgestellt werden kann, ebensowenig spricht bei der Kausalität die Möglichkeit einer Täuschung dagegen, daß Kausalität Gegenstand der Wahrnehmung sein kann und daß ihr Wesen in der Wahrnehmung feststellbar ist.

Hiermit ist nun nur behauptet, daß Kausalität ebensogut wie Identität etwas sei, das man wahrnehmen könne, eine lebendige Relation zwischen den Dingen, so wie das neben »hinter« übereinander gleichsam tote Relationen sind. Sicher liegen da noch zahlreiche Schwierigkeiten, die wir aber für eine vorläufige Bestimmung der Sachlage nicht zu berühren brauchen.

Mit der Betrachtung der Kausalität rundet sich unser Weltbild, zugleich kommt aber ein gewisser Zwiespalt hinein. Wir müssen jetzt noch untersuchen, in welchem Verhältnis Licht und Farbe, Töne, die ja in der Reihe der wirkenden Eigenschaften der Dinge keinen Platz finden, zu der Welt der Kausalität stehen; da stellen wir erst negativ fest, es scheine uns unverträglich, daß ein Ton, eine Farbe, ein Reflex, ein Glanz wirkend in die Ereignisse der Dingwelt eingreifen könne, daß es einen Unterschied in der Wirkung eines Dinges ausmachen könne, ob es belichtet oder unbelichtet, ob es dort, wo Töne klingen, oder an einem andern Ort, wo es still ist, wirkt. Wenn ein Ding unter solchen Umständen verschieden reagiere, so sei kein einsehbarer Zusammenhang zwischen jenen Erscheinungen und der Veränderung der Wirkung, sondern die veränderte Wirkung müsse man denn auf Rechnung

Digitized by Google

einer irgend wie anders zu fassenden Änderung des Gegenstandes oder seiner Umgebung setzen. Dem wird man in dieser Form nicht widersprechen. Man wird aber sagen, der Ton sei ebensogut die Wirkung der Tonwellen wie die veränderte Verhaltungsweise des Dinges Wirkung der Tonwellen sei. Hiermit haben wir nun ein Beispiel von wahrnehmbarer und nicht wahrnehmbarer Kausalität neben einander. Daß der Schlag gegen die Glocke den Glockenrand wegdrängt, daß dieser weiter oben festgehalten zurückschwingt und dann hin und her schwingt, dieser Zusammenhang ist wahrnehmbar, abhängig von Elastizität, Härte, Schwere des Metalles. Daß aber dieser Schlag zugleich einen Ton zur »Wirkung« hat, das scheint uns nicht wahrnehmbar zu sein und auf keine Weise in einem Wesenszusammenhang mit einander zu stehen. Auf diese Kausalität finden alle Überlegungen, die Hume und andere nach ihm bezüglich der andern gemacht haben, Anwendung, selbst wenn wir Wellenbewegungen, Nervenzellen, Veränderung der Moleküle, chemische Veränderungen hinzunehmen. Und es scheint uns, man könne diesen Unterschied der Kausalität nicht übersehen, da ja verursachendes und bewirktes im letzten Fall in keinem Zusammenhang mehr mit einander stehen, kein Verhältnis mehr mit einander haben.

Daß ein Ton in den Lauf der Dingwelt eingreift, kommt, wenn wir die Lebewesen vorläufig aus unserer Betrachtung weglassen, nicht vor. Das umgekehrte kommt vor, daß nämlich die Dingwelt Töne hervorbringt. Die Art der Wirkung läßt sich nicht mehr verfolgen.

Es gibt aber einen andern Zusammenhang zwischen Ton, Farbe und der Welt der Kausalität, die überaus wichtig ist und nicht so undurchsichtig wie der Zusammenhang zwischen Ton und Luftschwingung.

Bevor wir auf diesen Zusammenhang näher eingehen, empfiehlt es sich, zu einer Ansicht, die in feinerer oder groberer Form zahlreich vertreten ist, Stellung zu nehmen. Nämlich zu der Ansicht, das Ding sei das Produkt von Assoziationen

Digitized by Google

von Empfindungen. Die Assoziation ist eine Tatsache, die sich nicht wegstreiten läßt. Ich hatte in einer Diskussion über die Assoziation behauptet, der Tisch im philosophischen Seminar ließe sich nicht zusammenfassen mit dem pythagoräischen Lehrsatz. Seitdem steht, so oft ich an den pythagoräischen Lehrsatz denke, der lange Tisch im Seminar vor mir. In dieser Weise assoziieren lassen sich also jedenfalls alle beliebigen Gegenstände. Durch diese Assoziation aber werden die assoziierten Gegenstände nicht in einen Zusammenhang mit einander gebracht. Man sieht vielmehr klar ein, daß der Tisch und der pythagoräische Lehrsatz nichts mit einander zu tun haben, daß keine Macht der Erde sie zu einer Einheit, zu einem Gegenstande machen kann. Sie stehen sich kühl gegenüber. Ganz anders liegt die Sache, wenn man Zusammengehöriges zusammenfindet. Vielleicht ist nicht jeder Körper schwer, hart, elastisch, aber es paßt zum Körper, diese Eigenschaften zu haben, während z. B. der pythagoräische Lehrsatz, ein Ton, ein Geruch unmöglich schwer, hart elastisch sein kann. Dies einfache Beispiel verweist uns auf gewisse Gesetzmäßigheiten, Wesenszusammenhänge in der Struktur der Dinge. Hier liegt keine bloße Assoziation vor, sondern ein objektiver Zusammenhang. Indem ich diesen Zusammenhang wahrnehme, vollziehe ich nicht eine bloße Assoziation, sondern folge ich nur der Gesetzmäßigkeit der Welt mit den Augen. Dieses Ineinanderpassen, Zueinanderpassen von Objektivitäten ist so gut eine Objektivität wie die Objektivitäten, die zusammen passen. Es ist nicht Willkür oder bloße Gewöhnung, die mich die Sachen so verbunden sehen läßt, sondern ich sehe Dinge und dingliche Zusammenhänge, wie ich Nicht-Dinge, Töne, Gerüche, wahrnehme.

Ein solcher Zusammenhang scheint mir nun auch zwischen dem, wie sich ein Ding äußerlich gibt, dem Aussehen, der Farbe des Dinges und dem, was das Ding an tieferen und eigentlicheren Realitätscharakteren zeigt, zu bestehen. Es ist dies ein Zusammenhang von ganz anderer Art, wie der Zu-

Digitized by Google

sammenhang, den die Eigenschaften, vermöge derer die Dinge aufeinander wirken, untereinander haben. Er ist auch nicht vergleichbar mit dem Ursache-Wirkungszusammenhang, der in den Ereignissen der Außenwelt zu Tage tritt. Da er aber oft für einen Zusammenhang dieser Art gehalten wird, wollen wir dies etwas weiter ausführen.

Es ist eine beliebte, populäre Vorstellung, die Dinge da draußen wirkten durch Wellenbewegung oder Berührung auf unsere Nerven ein. Die Nerven leiteten diese Bewegungen fort bis in das Gehirn, dort setzten sich diese Bewegungen in Farbe, Druck, Schwere um und damit stände dann das Ding vor uns. Diese Theorie gibt es in feineren und gröberen Ausführungen, sie liegt auch manchem philosophischen System zu Grunde. Hier ist also die Wahrnehmung, die wir vom Dinge haben, eine Wirkung des Dinges auf uns. Wir verkennen nicht, daß diesen Vorstellungen ein ernstes Problem zu Grunde liegt. Aber bevor man an dies Problem herangehen kann, sind andere Fragen zu lösen und insbesondere die Frage, die wir hier behandeln wollen und schon behandelt haben: Welche Wesensbeziehungen bestehen zwischen dem Aussehen des Dinges und dem Ding selbst im eigentlicheren Sinne, dem »Innern« des Dinges. Es ist uns gelungen, festzustellen, daß man unterscheiden muß zwischen der Art, wie sich das Ding gibt, der Art, wie es erscheint und dem Dinge selbst. Wir haben gesehen, wie sich in Farbe, in Ton, in den Data des Druck-, Tastsinnes dieselbe Welt, die Welt der Kausalität darstellt. Es war uns aufgefallen, daß Farbe, Ton, Data des Druck-, Tastsinnes nichts mit einander gemein haben, und doch dasselbe darstellen, zur Vorstellung bringen. Wir wollen jetzt weiter sehen, ob dies Zufall ist, oder ob darin eine Ordnung, ein System liegt. Wir wollen versuchen, den Zusammenhang zu finden, der zwischen dem Darstellenden und dem Dargestellten besteht.

Digitized by Google

II. Abschnitt.

Die Darstellung der Dingwelt durch Farbe im einzelnen. Die Ordnung, die Farbe einhalten muß, um Dinge darzustellen.

Kap. I. Einführung in das Problem: Das Weltbild der Alten verglichen mit seiner phänomenalen Grundlage. Die Unrichtigkeit des Weltbildes, gemessen an den Phänomenen[1]*).*

Die Sinneswahrnehmung täuscht uns auf mancherlei Art. Sie ist unzuverlässig und führt den, der auf sie vertraut, irre. Wir denken hier zunächst nur an die Täuschung, die unser Bild von der Welt als ganzes fälscht. Sie verleitet uns zu der Vorstellung, die wir im Altertum und Mittelalter als die herrschende finden, wonach die Erde eine große Scheibe ist, bedeckt mit dem riesigen Himmelsgewölbe, wonach am Himmelsgewölbe zwei Lichter kreisen, ein großes, das den Tag regieret, ein kleines, das die Nacht regieret, und unzählige Sterne funkeln. Sonne und Mond stellt sie uns als strahlende Goldscheiben, die Sterne als Goldfunken dar. Und in dem allen täuscht sie

1) Von hier ab geben wir es auf, unsere Betrachtung für Farben-, Ton- und Tastwelt durchzuführen und beschränken uns auf die Farbenwelt, um hier das Verhältnis zwischen dem Darstellenden und dem Dargestellten und das was beides selbst ist, weiter auszubauen. Auch bei dieser Beschränkung kommen wir noch zu keinem Ende; aber sie soll uns ermöglichen, genauer zu verfahren als wir bis jetzt getan haben. Das grundlegende, was wir hierbei zu sehen bekommen, muß sich auf die Ton- und Tastwelt übertragen lassen.

Digitized by Google

uns. Die Erde ist in Wirklichkeit rund, ein Himmelsgewölbe gibt es überhaupt nicht, Sonne, Mond und Sterne sind Weltenkörper wie unsere Erde selbst. Die Erde bildet nicht den Mittelpunkt der Welt, sie ist ein Trabant der Sonne. So verfälscht die Sinneswahrnehmung uns die wirkliche Welt. Sie verkleinert nicht nur das weit Entfernte, sie macht es zu einem andern als es in Wirklichkeit ist. Der rote Mond, den wir am Himmel sehen, ist nicht ein verkleinertes Abbild des wirklichen Mondes, er hat mit dem wirklichen, als Weltkörper erstarrten eisigen Mond nicht mehr die geringste Ähnlichkeit oder, wenn das zuviel gesagt sein sollte, nur in der Form eine geringe Ähnlichkeit. So wie die Sinneswahrnehmung uns die Welt gibt, ist sie nicht, so wie sie ist, gibt sie uns die Welt nicht und es hat die Arbeit vieler Geschlechter gekostet, bis wir uns von ihr frei gemacht haben und auf Umwegen durch weither entlehnte Überlegungen uns Gewißheit darüber verschafft haben, wie die Welt in Wirklichkeit ist. Das Organ, das uns zu dieser wahren Erkenntnis der wirklichen Welt geführt hat, ist der Verstand. Er muß, wollen wir Irrtümer vermeiden, stets die Sinneswahrnehmung beaufsichtigen, verbessern, richtig stellen.

Hiermit haben wir versucht, eine populäre Grundanschauung über das Verhältnis von Sinnlichkeit und Verstand wiederzugeben. Unzweifelhaft ist bedeutsam daran die Gegenüberstellung von Wirklichkeit und Schein. Die Welt der Wirklichkeit, die wir gezeichnet haben, ist die Welt auf eine Ebene gebracht mit der näheren Umgebung. Sie ist die Welt, wie wir sie sehen würden, wenn das Entfernte uns ebenso deutlich gegeben wäre wie das Nahe, — die Welt, wie sie uns die Mittel, mit denen wir Entfernungen überwinden — das Fernrohr, die Photographie — erkennen lassen. Mehr können diese Mittel natürlich nicht leisten, als daß sie uns im günstigsten Falle das Entfernte so deutlich zeigen wie das Nahe. Nur um diese Veränderung des Weltbildes handelt es sich uns hier. Von diesem Gesichtspunkt aus ergibt sich unmittelbar, daß das eine

Digitized by Google

Weltbild, das durch das Fernrohr entdeckte, die Welt so gibt, wie sie wirklich ist, während das andere Weltbild uns eine Welt zeigt, die es in Wirklichkeit nicht gibt.

Wir müssen also zugeben, daß die Sinneswahrnehmung die Welt nicht so gibt, wie sie in Wirklichkeit ist, sondern nur einen kleinen Ausschnitt getreu wiedergibt — den Weltteil, der mir gerade am nächsten ist. Damit ist aber noch nicht gesagt, daß sie wirklich das Weltbild gibt, welches falsch. ist, das Weltbild der Alten und des Mittelalters. Es wäre ja möglich, daß dies Weltbild der Alten eine Konstruktion der Alten wäre, die in der Sinneswahrnehmung selbst, d. h. in der unzureichenden Sinneswahrnehmung, nicht die Grundlage fände, wie sie das andere Weltbild in der mehr zureichenden Sinneswahrnehmung findet. Es wäre ja möglich, daß die Alten nur in der Übereilung, in einem gewissen Drange nach Vollständigkeit und nach einem Abschluß sich dies Weltbild zurechtgelegt hätten, obwohl die Sinneswahrnehmung, wenn sie verständig vorgenommen worden wäre, ihnen gesagt haben würde: »Euer Weltbild ist eine Konstruktion, ich bin unschuldig daran«. Und zwar hier meinen wir die schlichte Sinneswahrnehmung; wir meinen also nicht, daß die Alten auf Grund nahe liegender Schlüsse, Experimente die Verkehrtheit ihres Weltbildes hätten erkennen müssen. Wir meinen hauptsächlich nicht, daß sie sich hätten sagen müssen: Die Augen versagen auf weitere Entfernungen, da dürfe man ihnen nicht trauen; wie sollte man ihnen also trauen bezüglich des Mondes und der Sterne, die so weit weg seien, daß man ihnen nicht näher komme, auch wenn man auf den höchsten Berg steige. Solche Erwägungen schließen wir ausdrücklich aus. Wir meinen vielmehr, ob nicht ein treues Forschen in den Phänomenen selbst, eine gerechte Beobachtung der Phänomene ohne weiteres die Verkehrtheit dieses Weltbildes der Alten gezeigt hätte und ob nicht das Weltbild der Alten eine Konstruktion ist, eine Phantasie, die in der Sinneswahrnehmung ihre Grundlage nicht findet.

Um sich mit diesem Gedanken vertrauter zu machen, ist

Digitized by Google

es gut, den Vergleich zwischen unserm Weltbild und dem ihren etwas näher auszuführen. Unsere Welt besteht aus Dingen; wie weit wir auch gehen, wir können nirgends zu etwas anderm als zu Dingen kommen, wie wir sie in unserer Nähe haben. Dinge, im Raume nebeneinander, für sich seiend, in Wechselwirkung mit anderen Dingen. Wie der Tisch neben dem Stuhl steht, wie das Stäubchen in der Sonne fliegt und wirbelnd sich um sich selbst dreht, so stehen die Fixsterne neben einander, so wirbeln die Planeten um sich selbst und um die Sonne. Da ist kein Unterschied. Die Zusammensetzung mag eine andere sein, die Ordnung, die Kategorie ist dieselbe. Der entfernteste Fixstern ist so gut ein Ding wie das Stäubchen in der Sonne; er hat seine Farbe, seine Dichtigkeit, seine Ausdehnung wie diese. Dadurch kommt die große Uniformität zu allererst in unsere Welt und damit ist sie die nächste Vorläuferin für die absolut eintönige Atomenwelt, Ionenwelt. Im wissenschaftlichen Denken bildet diese Dingwelt die notwendige Vorstufe für die Atomenwelt. Mit der Dingwelt ist erst vorläufig aller Gehalt der Welt auf einen Generalnenner gebracht.

Dieser Generalnenner fehlt nun vollständig bei den Alten. Nur die Gegenstände der Erde, die nächste Umgebung im Weltall gilt als Welt mit Dingen. Aber wo das Himmelsgewölbe sich auf die Erde niederlegt, da ist die Grenze der Dingwelt und damit das Ende der Dingwelt, da liegt das Nebelhaus. Und ebenso nach unten. Dort liegt der Tartarus, das Reich der Abgeschiedenen. Und ebenso nach oben, dort ist die Heimat der Götter. Sonne und Mond sind Gottheiten, die Sterne sind die Seelen der Verstorbenen. Die Dingwelt ist umgeben von Undingen, von Gespenstern und Gottheiten, von Seelen und Geistern.

Gewiß, das sind Vorstellungen, die nicht der reine Ausdruck der Phänomene, die ihnen zugrunde liegen, sind; Gegenstände der Phantasie, des religiösen Gefühls, der Furcht, der Hoffnung, des Gewissens. Aber sie sind bedeutsam für uns. Die nächste Umgebung im Tageslicht gibt nicht Raum für

Digitized by Google

Gespenster, auch für die Alten nicht. Hier sehen sie die Gegenstände scharf und kommen garnicht auf den Gedanken, der Gegenstand möchte in Wirklichkeit nicht das sein, als was sie ihn sehen. Hier muß die Phantasie schweigen, sie findet keine Lücke, wo sie sich einnisten könnte.

Wäre das Entfernte in derselben Weise sinnlich gegeben, wie das Nahe, so würde auch bei ihm die Phantasie schweigen müssen. Sähe der Mond genau wie eine Goldscheibe in der Nähe aus, sähen die Sterne genau aus wie Feuerfunken, die Sonne wie ein leuchtender Klumpen Goldes, so wären alle jene Umdeutungen unverständlich, ohne Sinn. Deckte sich das Himmelsgewölbe auf die Erde, wie eine blaue Glasglocke sich auf eine Scheibe deckt, so wäre für jene Heimlichkeiten kein Raum. Denn Goldscheiben und Feuerfunken, Goldklumpen und Glasglocken haben nie Anlaß zu Mythenbildungen gegeben. Es hat also den Anschein, als ob das alles doch unzulängliche Vergleiche seien, Vergleiche, die die Sachlage nicht genau wiedergeben. Worin jene Vergleiche fehlen, das wollen wir näher untersuchen, indem wir die Phänomene, Sonne, Mond, Sterne, Himmelsgewölbe, Horizont wieder vornehmen und nachsehen, inwieweit jene Vergleiche irrig sind.

Als erstes Ergebnis dieser Überlegung halten wir fest: Es kann gewiß nicht behauptet werden, daß die Sinneswahrnehmung für sich allein Anlaß zu jenen Gestaltungen der Mythe gegeben habe, wie denn auch ja griechische Geister bald die Haltlosigkeit jener Mythen erkannt haben. Sieht man ab von dem Gefühlsleben, so bietet der Untergrund der Erde nicht genügenden Anlaß, dort den Tartarus anzunehmen, bietet die Sonne, der Mond nicht genügenden Anlaß, sie für Götter zu halten. In der bloßen Sinneswahrnehmung liegt nichts dergleichen. Die Mythen enthalten vielmehr Vergöttlichungen, Vergeistigungen, die der reinen Sinneswahrnehmung fremd sind. Es wäre nun möglich, daß nach der andern Seite die Verdinglichung des Mondes, der Sonne, des Himmelsgewölbes zu Goldscheiben und Lichtern und zu einer Glocke ebenso

Digitized by Google

ein Mißgriff des Verstandes wäre, wie die Vergöttlichung ein Mißgriff des Gefühls ist. Es wäre möglich, daß jene Erscheinungen uns zuriefen: »Verfahrt sorgfältig mit uns, wir sind nichts in uns klares wie die Erscheinungen der Dinge, die ihr sonst seht; wir zeigen euch nicht, was wir sind; wenn ihr sehen wollt, was wir sind, müßt ihr zu uns kommen.«

Wir wollen näher angeben, wie wir dies meinen.

Wenn uns etwas klar gegeben ist, so ist es das Ding, der Stuhl, der Tisch, der Stein, den wir in der Nähe bei guter Beleuchtung sehen. Dies ist die Klarheit, mit der wir uns im täglichen Leben zufrieden geben, die Klarheit, die den ungläubigen Thomas überzeugt. Was wir auf diese Stufe der Klarheit gebracht haben, das ist für uns wirklich. Dies ist auch die Klarheit, die die Wissenschaften, die das Weltall nach allen Richtungen durchforschen, die Astronomie, die Geographie, die Biologie, Zoologie, Botanik und in weiterem Sinne auch die Chemie und die Physik zu erreichen versuchen, die die Grundlage, den Anfang für die Untersuchung jeglichen Objektes bildet. Was in dieser Weise nicht von selbst klar gegeben ist, das versucht die Wissenschaft mit hundert Mitteln zu dieser Klarheit zu bringen. Was so winzig ist, daß das bloße Auge es nicht sehen kann, wird vergrößert, bis es seine Eigenschaften so klar zeigt, wie mittelgroße Dinge es freiwillig tun. Was zu weit entfernt ist, wird dem Auge durch das Fernrohr nahe gebracht, bis es die Klarheit des nahen Objektes zeigt. Mikroskop, Fernrohr, Röntgenstrahlen, die ganze Technik des Astronomen und Biologen gehen darauf aus, Dinge, die nicht deutlich oder klar genug wahrgenommen werden, in diese Stellung der Klarheit zu bringen. Niemand kommt auf den Gedanken, noch eine andere Klarheit zu verlangen, wie die Klarheit, die auch das tägliche Leben fordert, abgesehen von dem Philosophen, dessen Zweifel eben hier einsetzt. Diese lassen wir zunächst beiseite. Dann finden wir, daß die Wissenschaften, ohne sich viel Gedanken darüber zu machen, diesen Klarheitsbegriff voraussetzen und mit ihm arbeiten. Der Biologe weiß

Digitized by Google

genau, wie weit er das Mikroskop zu schrauben hat, um den Gegenstand klar zu haben; er weiß, daß das, was er bei den anderen Einstellungen sieht, verschwommene, unklare »Vorstellungen« des Gegenstandes sind, den er untersuchen will. Er denkt nicht daran, diese »Vorstellungen« für Ernst zu nehmen, sie wieder für Objekte eigner Art zu halten, die er auch untersuchen könnte.

Wenn wir nun aber sagen sollen, was das Wesen dieser Klarheit ausmacht, so geraten wir gleich in Bedrängnis. Wir sind erst versucht zu sagen, die scharfe Umgrenzung. Aber wie steht es dann mit den Gegenständen oder Gegenstandsteilen, die allmählich sich ineinander verlieren. Wir könnten weiter antworten, die Unterscheidbarkeit vieler Eigenschaften und Teile; aber es ist gewiß, daß in der undeutlichen, unklaren Vorstellung sich fast noch mehr unterscheiden läßt, wie in der klaren Vorstellung. Wir könnten sagen, die Festigkeit, Kompaktheit des vorgestellten Gegenstandes zeige uns an, wann wir den wirklichen Gegenstand haben. Aber damit kommen wir schwerlich weiter bei der Untersuchung von Rauch und Dunstgebilden.

Kurz, so sicher wir in dem Gebrauch der »Klarheit« sind, so leicht es uns fällt, unter dem Mikroskop den Gegenstand in die Stellung, wo er klar wird, zu bringen, so schwer ist es, nun das eigentliche Wesen dieser Klarheit darzustellen. Aber wir wissen jetzt vorläufig, was wir mit Klarheit meinen und kehren zurück zu der Frage, ob das Weltbild der Alten eine Konstruktion, eine Phantasie ist, oder ob sie der getreue Ausdruck dessen ist, was die Alten von dem Weltall mit ihren Sinnen wahrnahmen. Hat die Wahrnehmung der entfernten Dinge die von uns besprochene Klarheit, gibt sie uns die Gegenstände so klar, wie die der nächsten Umgebung, so haben die Alten Recht. Es liegt dann eine Wahrnehmung vor, der man mit demselben Recht traut, wie man der Wahrnehmung der nächsten Umgebung traut. Allerdings ist es immer eine trügerische Wahrnehmung.

Digitized by Google

Beschränken wir die Untersuchung zunächst auf die Gegenstände, die sich auf der Erde befinden.

Unsere Behauptung, in einen gebräuchlichen aber mißverständlichen Ausdruck gefaßt, ist diese: Bei der Betrachtung aus der Nähe deckt sich die Vorstellung des Gegenstandes mit dem Gegenstande selbst. Das Haus, das wir auf dem Gipfel des Berges sehen, neben welchem wir stehen, ist in Wirklichkeit so, wie es erscheint. Das Haus, das wir tief unten im Tal sehen, ist in Wirklichkeit nicht so, wie es von weitem aussieht. Das, was wir dort sehen, wo in Wirklichkeit ein Haus steht, der bläuliche Fleck, erweckt aber auch nicht den Anschein, als ob es in Wirklichkeit so wäre, wie es aussieht. Es ist etwas unklares, undeutliches. Es ist nicht so, als ob wir anstatt des Hauses ein anderes Ding, ein Wölkchen deutlich sehen, sondern es ist so, daß das, was wir sehen, überhaupt nicht den Anschein erweckt, als ob es ein Ding wäre, das auf eine Stufe gestellt werden könnte mit dem Hause, neben dem wir stehen. Was wir dort unten sehen, erscheint nicht so als Wölkchen, wie das neben uns stehende als Haus erscheint. Und was die Hauptsache ist, dies kommt nicht daher, weil wir wissen, daß das Auge nicht soweit trägt, sondern es liegt in dem Wahrgenommenen. Um drastisch zu sein, der einen Vorstellung sieht man an, daß sie deutlich ist, der anderen, daß sie undeutlich ist. Es ist nicht so, daß die zweite Vorstellung nicht unser Vertrauen verdient, sondern sie erhebt ihrem eigenen Gehalte nach keinen Anspruch darauf, daß man ihr vertraut. Es bedarf keiner weiteren Überlegung, es bedarf nur des Zusehens auf das Phänomen selbst.

Doch wir gehen hiermit vielleicht schon weiter, als wir für den nächsten Zweck brauchen. Nur soviel scheint uns unbedingt sicher und fest, das Phänomen da unten bietet dem aufmerksamen Beobachter etwas, woraus dieser ersehen kann, daß da unten nicht ein Ding ist wie das, was er in unmittelbarer Nähe hat. Wenn er versucht, es zu verdinglichen, es in seiner Eigenart fester zu fassen, so gehört das, was er faßt,

Digitized by Google

in eine andere Sphäre als das Ding, welches er neben sich hat. Es ist nicht qualitativ von diesem unterschieden, sondern kategorial; es liegen Abgründe zwischen beiden. Das Phänomen ist nebelhaft, weich, in sich zerfließend, aber nicht so wie ein Ding nebelhaft weich in sich zerfließend sein kann, sondern auf eigene Art. Woher das kommt, geht uns hier nichts an. Es ist so. Man kann nicht etwa sagen, das komme von der Entfernung. Es wäre möglich, daß wir gerade das Entfernte deutlich, das Nahe undeutlich sähen. Die Dinge werden in der Entfernung nicht einfach kleiner, zwerghafter, sie verflüchtigen sich vielmehr allmählich für die Wahrnehmung. Daher kann man nicht sagen, die Sinneswahrnehmung täusche uns, sondern man gibt die Sachlage nur richtig wieder, wenn man sagt, sie lasse uns hier im Stich und prätendiere nicht, uns Dinge zu geben.

Bevor wir hier weiter gehen, müssen wir uns über den Zusammenhang der vorstehenden Überlegung mit den Erörterungen des ersten Abschnittes klar werden. Im ersten Abschnitt hatten wir den Unterschied zwischen Darstellendem — Farbe, Ton, Data des Tast-, Drucksinnes — und dem Dargestelltem, dem Ding, im groben bearbeitet; wir waren dabei noch nicht auf die Beziehungen zwischen Darstellendem und Dargestellten im Einzelnen gekommen. Insbesondere hatten wir noch nicht geprüft, wie Farbe, Ton, Data des Drucksinnes, des Tastsinnes so etwas wie »Dinge darstellen« vermögen, ob hier gesetzmäßige Beziehungen bestehen, wonach nicht alles, was Farbe ist, Dinge darstellt, sondern etwa nur Farbe in bestimmter Ordnung, in bestimmter Form dies vermag. Ähnlich sind die Fragen für den Ton, den Druck- und Tastsinn. Diese Fragen hatten wir also noch zu beantworten.

Um hierin nun einen Anfang zu bekommen, haben wir die Überlegung bezüglich des Weltbildes der Alten angestellt. Dabei sahen wir, die Nähe haben die Alten ebenso gesehen, wie wir sie noch jetzt sehen; aber in dem sie sich der Ferne zuwandten, dem Horizont und den Himmelskörpern, haben sie

Digitized by Google

auch diese Phänomene zu Dingen gemacht, indem sie auch hier glaubten, diese Farbenerscheinungen stellten direkt Dinge dar, wie die Farbenerscheinungen der Nähe. Sie werden natürlich diese Phänomene ebensowenig als Dinge gesehen haben, wie wir sie heute als solche sehen. Aber sie haben doch gedacht, es seien in derselben Weise Dinge, wie das, was man in der Nähe sieht, goldene Scheiben, goldene Punkte und zwar auf Grund der unmittelbaren Anschauung, die sie von diesen Phänomenen hatten.

Hieran wollen wir nun anknüpfen. Wohin das Auge auch sieht, ob in weite Fernen, ob in die Nähe, ob in den hellen Tag, die trübe Dämmerung oder die dunkle Nacht hinein, ja selbst bei geschlossenen Augen, überall sieht das Auge Farbe — Farbe hier in des Wortes weitester Bedeutung genommen — aber nicht überall stellt diese Farbe Dinge dar. Wie kommt es nun, daß die eine Zusammenstellung von Farbe, die eine Art Farbe Dinge darstellt, während alle anderen Farbenvariationen nur Farbe geben und nicht darstellen, auch nichts zur Vorstellung bringen, was nicht selbst wieder Farbe ist?

Diese Frage wollen wir näher untersuchen. Wir müssen dabei auch zugleich auf die Frage kommen, welcher Zusammenhang zwischen der Farbe die Dinge darstellt und dem Dinge selbst, welches dargestellt wird, besteht.

Vorher wollen wir nur noch kurz einiges über die Wahrnehmung selbst, in der uns Dinge erscheinen, anmerken.

Kap. II. Die beobachtende Wahrnehmung und ihr Korrelat: das Ding. Deutlichkeit der Wahrnehmung. Der Erkenntniswert der deutlichen Dingwahrnehmung.

Wir haben bis jetzt von Wahrnehmung, Anschauung gesprochen, ohne näher angegeben zu haben, was wir damit meinen. Wir behandeln die Wahrnehmung, die auf Erkenntnis des Dinges und seiner Eigenschaften, seines Verhaltens und

Digitized by Google

schließlich auf Erkenntnis der Dingwelt abzielt. Da ist der Name Wahrnehmung nicht besonders glücklich gewählt. Man könnte besser sagen: »Beobachtung«. Damit ist besser das Ziel, das die von uns behandelte Wahrnehmung erstrebt, ausgedrückt, während Wahrnehmung im gebräuchlichen Sinne mehr die Bedeutung eines passiven Verhaltens, eines wahllosen Aufnehmens in sich schließt. Dies Ziel ist nicht etwas der von uns behandelten Wahrnehmung Äußerliches, ihr von dem Willen gesetztes Ziel; sondern es gibt eine eigene Art Wahrnehmung, die überall versucht, die Hemmnisse und Hindernisse, die sich ihr entgegenstellen, zu überwinden. Ein Spähen, Auslugen in die Welt, das die Dämmerung, den Nebel, der so oft zwischen den Dingen liegt, durchdringt; das sich nicht zufrieden gibt mit dem Gebotenen, dem was sich von selbst darbietet, sondern wissen will, wie das, was beobachtet wird, in Wahrheit ist, nicht wie es aussieht, wenn man es in Ruhe auf sich wirken läßt.

Andererseits ist das Wort »Beobachten« auch wieder zu enge; denn im Wahrnehmen beobachten wir. Das Beobachten bezieht sich immer nur auf einen Teil der Wahrnehmung. Es ist untrennbar verbunden mit Wahrnehmung im weiteren Sinne. Aber indem wir das Wort Beobachten einführen, haben wir doch vieles ausgeschlossen, das wir ausgeschlossen wissen wollen. Vor allen Dingen ist damit jede ästhetische Anschauung ausgeschlossen; denn mit dieser ist kühle nüchterne Beobachtung unverträglich, während die Wahrnehmung im weiteren Sinne, die Wahrnehmung des täglichen Lebens jederzeit in Beobachtung überführt werden kann.

Damit soll nicht gesagt sein, daß die ästhetische Anschauung nicht auch in mancher Beziehung einen ähnlichen Aufbau hat wie die beobachtende Wahrnehmung. Aber das kümmert uns hier weiter nicht.

Ferner schließen wir aus eine Untersuchung der petites perceptions, der unbewußten Wahrnehmungen, wie man auch wohl sagt, soweit sie nicht für die Wahrnehmung selbst, die

Digitized by Google

wir untersuchen, eine gewisse Bedeutung haben. Hierher gehört es, daß wir für gewöhnlich nicht wahrnehmen, daß unser Kopf heiß, die Füße kalt sind, daß wir den Druck der Kleidung, die Biegung unserer Glieder nicht wahrnehmen, aber jederzeit eine bestimmte Stelle unseres Körpers vermöge solcher sinnlicher Data, wie warm, kalt, Druck wahrnehmen und beobachten können. Daher man wohl mit Recht annimmt, daß die sinnlichen Data für unser Bewußtsein jederzeit irgend wie vorhanden sind — empfunden werden, wie man es häufig nennt — aber daß weder sie wahrgenommen, noch mittels ihrer der Körper selbst wahrgenommen wird.

Diese Art des Bewußtseins von etwas, die nicht auf sinnliche Data im menschlichen Körper beschränkt ist, schließen wir auch aus, wenigstens insofern sie nicht für die beobachtende Wahrnehmung Bedeutung hat.

Und so könnten wir noch vieles anführen, was gelegentlich wohl mit der von uns zu behandelnden Wahrnehmung verwechselt wird. — Aber wir ziehen es vor, auf diese Wahrnehmung selbst zu kommen und müssen uns da nur in Acht nehmen, daß wir nicht, ohne es zu wollen, den Gegenstand der Untersuchung wechseln, und uns immer wieder auf diese Einstellung, die in der beobachtenden Wahrnehmung liegt, zurückbeziehen.

Wir sitzen im Zimmer und halten die Augen geschlossen. Jetzt richten wir unsern Blick irgendwo hin. Einen Augenblick später steht ein Stuhl vor uns. Es verging eine kurze Zeit, bevor er so ruhig vor uns stand. Es war uns, als ob der Stuhl im Anfang von dem anprallenden Blick eine Erschütterung erlitten hätte. Zuerst erholte sich die Ecke, auf die gerade unser Blick fiel von dieser Erschütterung. Während wir uns jetzt in dieser Ecke festsetzten, leuchten rechts und links, vorn hinten allmählich neue Gegenstände auf, ohne daß wir den Blick auf sie richten. Es kommt einem dabei so vor, als ob, nachdem der Stuhl vor einem steht, Arbeit frei geworden ist, die nicht plötzlich aufhören kann, sondern sich weiter be-

Digitized by Google

tätigen muß. Vermöge dieser wahllosen Betätigung »erscheinen« neben dem Hauptgegenstande, der auch Hauptgegenstand bleibt, andere Gegenstände. Sie treten herein, fast wie wenn jemand zur Tür hereintritt. Auch hierbei wiederholen sich jene Erschütterungen; die Gegenstände kommen erst allmählich zur Ruhe.

Aber es ist doch ein Unterschied. Vom Hauptgegenstand würden wir etwa sagen, daß wir ihn ergreifen, ihn anpacken. Die Gegenstände daneben werden leise berührt.

Ist nun das Ganze zur Ruhe gekommen, so stehen uns mehrere Gegenstände gegenüber. Wir sehen dann etwa eine Reihe zinnerner Teller im Schranke stehen, mehrere Aschbecher auf dem Tische, und finden, daß wir mit einem Teller vorzugsweise beschäftigt sind, daß wir ihn »herausgreifend meinen«, beobachten, während die andern Gegenstände »daneben«stehen. Bei diesem »herausgreifend meinen« ist wieder zu unterscheiden das Anpacken an einer Stelle, das an einer Stelle Fassen — z. B. den Teller fassen wir am Rande oder im Zentrum [1]) — und das Meinen im weiteren Sinne, das sich auf den Gegenstand als Ganzen bezieht. Denn im Anpacken wird der ganze Gegenstand zu uns herangezogen, obwohl nur an einer Stelle angepackt wird. Wir können immer angeben, welcher Gegenstand in dieser bevorzugten Stellung vor uns steht und wo wir ihn angefaßt halten.

Die Teller, die neben dem bevorzugten stehen, sind mit gemeint, sie heben sich auch aus dem Hintergrunde ab, aber ohne unser Zutun. Sie warten, ob sie nicht auch angepackt werden. Es ist ein Übergang zu ihnen möglich, unter Wahrnehmung der dinglichen Identität des vorher nur noch wahrgenommenen. Was endlich noch weiter zurück oder zur Seite

1) Man ist versucht, hier gleichnisweise von einem Einkrallen in den Gegenstand oder von einem Entern des Gegenstandes zu sprechen, um zu bezeichnen, daß eine Stelle, ein Punkt aus dem Gegenstand herausgehoben ist, gerade die Stelle, wo man »entert«, während der ganze Gegenstand damit gegriffen wird.

Digitized by Google

steht, verschwimmt. Das Ganze, was gegenständlich ist, schließt aber nicht mit einem Schnitt ab, sondern es geht allmählich in das Verschwimmende über.

In der beobachtenden Wahrnehmung nun steht das Ding als Ganzes vor uns. Der herausgehobene Teil ist nicht so herausgehoben, wie das Ding aus den übrigen Dingen herausgehoben ist, oder wie etwa ein Teil eines Dinges, z. B. die Türklinke, aus dem einzelnen Ding herausgehoben ist. Er hat ein Zentrum und verblaßt allmählich nach den Seiten hin. Darauf beruht die Möglichkeit, die »Krallen« wieder aus dieser Stelle herauszuziehen und sie daneben von neuem einzusetzen. Hier paßt allerdings das Gleichnis vom Einkrallen nicht recht. Es ist kein Einschlagen, wie beim ersten Male, sondern der Blick gleitet jetzt allmählich weiter. Oder vielmehr: Man kann unterscheiden, ob man am selben Gegenstand sich in dieser Weise entlang fühlt oder ob man von ihm zu einem nahe dabeistehenden überspringt und wieder, ob man bei demselben Gegenstand die Krallen aus einer Stelle herauszieht, sie eine Strecke weit den Gegenstand entlang schleifen läßt und dann von neuem entert.

Diese Art Wahrnehmung scheint uns nun die Erkenntnis des Dinges recht eigentlich zu verschaffen [1]). In ihr stehen

---

1) Diese Beschreibung der Wahrnehmung ist, für unsern Zweck absichtlich, stark schematisiert. Es kann vorkommen, daß mehrere Meinungsstrahlen, von der Art des Einkrallens von uns zu den Gegenständen gehen. So können wir von den Nippsachen, die auf dem Tische stehen, mehrere in dieser Stellung haben. Wir können ganz auf einen Gegenstand gerichtet sein und zugleich einen Ton hören, etwa das Summen der Mücke. Man müßte dabei untersuchen, ob in solchen Fällen nicht doch eine kurze Unterbrechung im Einkrallen, ein anfängliches Loslassen des Gegenstandes stattfindet, oder wenigstens eine Lockerung des Eingekralltseins.

Es kann auch vorkommen, daß wir so stark auf einen Gegenstand in der Weise des Einkrallens bezogen sind, daß die ganze Umgebung direkt verschwimmt, in die letzte von uns besprochene Sphäre hinabsinkt.

Wenn wir tief in Gedanken sind, ist gewöhnlich die Welt der

Digitized by Google

uns die Dinge mit ihren Eigenschaften gegenüber, in ihr verfolgen wir die Veränderungen und Regungen der Dinge unter dem Mikroskop oder im Experiment oder wo wir sonst auch im täglichen Leben Beobachtungen anstellen. Jede dieser Wahrnehmungen hat den von uns beschriebenen Anfang, daß sich der Gegenstand erst allmählich setzt und daß neben ihm dann immer mehr Gegenstände auftauchen und bei jeder dieser Wahrnehmungen können wir unterscheiden, ob wir überspringen von einem Gegenstand zum andern oder aber, ob wir den Gegenstand langsam durch den Blick gleiten lassen. Dabei ist es einerlei, ob wir durch die Lupe, durch das Mikroskop oder mit bloßem Auge sehen. Die Wahrnehmung ist dieselbe.

Nun ist diese Wahrnehmung aber nicht überall möglich; nur in der Nähe und bei heller Beleuchtung bietet sie Dinge dar. Ist das Zimmer, in dem wir sitzen, dunkel, ist das Licht bei dem Mikroskop nicht eingestellt, so sehen wir — es ist schwer auszumachen, was wir da eigentlich sehen, jedenfalls sehen wir keine Dinge. Und nun scheint es fast, als ob Dinge, das Korrelat der beobachtenden Wahrnehmung sind. Wir können immer etwas sehen; selbst wenn wir die Augen geschlossen halten, sehen wir etwas schwarzes. Aber Dinge sehen wir nur unter günstigen Umständen, bei guter Beleuchtung und passender Entfernung. Was weit weg ist, sehen wir, wenn wir uns auch noch so anstrengen, nicht in dieser Weise. Dort gleitet der Blick von dem, was gesehen wird, ab. Das Gesehene gestattet kein Eindringen, wie das Ding. Wir können uns vielleicht ebenso einstellen, wie bei der Wahrnehmung in der Nähe, aber diese Wahrnehmung gibt kein Resultat, sie ist taub und unfruchtbar; sie gibt uns vor allem nicht Dinge. Ebenso ist es mit der Dunkelheit, der Dämme-

---

Dinge soweit von uns entfernt, daß wir in der extremen Weise überhaupt nicht auf sie bezogen sind. Es kommt vor, daß wir mit offenen Augen nichts wahrnehmen, daß alles uns verschwimmt, wie etwa vor dem Einschlafen.

Digitized by Google

rung, dem Nebel und anderen Umständen, die die beobachtende Wahrnehmung behindern. Während wir nun Dinge ohne Zweifel beobachtend wahrnehmen können, ist es sehr die Frage, ob wir die Dunkelheit, die Dämmerung, die Phänomene der Entferntheit ebenso zum Gegenstande der beobachtenden Wahrnehmung machen können. Mir scheint, es geht nicht. Man kann wohl in die Dämmerung, in die Nacht hineinsehen, man kann das Augenschwarz gegenständlich haben. Aber man kann hier nichts beobachten. Versucht man es, so ist das Resultat, daß einem die Augen schmerzen, aber der Beobachter findet hier keinen Gegenstand, der der Beobachtung ein Ziel böte. Was wir uns dort schließlich zusammensehen, scheint nur gequält in die Stellung uns gegenüber zu rücken. Bei dem Ding können wir unterscheiden, ob wir es deutlich sehen oder nicht, und unterscheiden wir dies in Wahrheit immer. Wir verändern solange das Licht und die Entfernung, bis wir das Ding deutlich sehen, wirklich beobachten können. Bei der Dämmerung aber scheint es anders zu sein. Hier scheint es doch fraglich zu sein, ob wir sagen können: Wir sehen zwar die Dämmerung, aber nur ungenau, wie wir es bei dem Dinge fraglos tun können, ob es für die Dämmerung wieder eine »Dämmerung« gibt, die ihre Wahrnehmung beeinträchtigen kann.

Die eine Gegebenheitsweise des Dinges ist die deutliche, nämlich die im Anfang beschriebene, alle andern sind undeutlich. Die Deutlichkeit selbst aber scheint keiner weiteren Auslegung fähig zu sein oder zu bedürfen. Die Deutlichkeit ist nicht wieder ein Ding. Sie ist auch nicht Eigenschaft eines Dinges, sondern die Wahrnehmung eines Dinges ist deutlich oder undeutlich.

Was unterscheidet nun die deutliche Wahrnehmung von der undeutlichen. Es gibt viele Arten von Undeutlichkeit. Die Entferntheit, die Dunkelheit gibt schlechte Wahrnehmungen, ebenso das indirekte Sehen. Wir gehen hier nur noch einmal auf den Unterschied zwischen Wahrnehmung in der Entferntheit und in der Nähe ein. Das Resultat läßt sich einfach auf

Digitized by Google

die andern Umstände, die von Einfluß auf die Deutlichkeit sind, übertragen.

Sehen wir einen Baum in der Nähe, so steht er deutlich vor uns mit einem Schlage. Steht er in einiger Entfernung von uns, so dauert es schon länger, bis wir ihn so deutlich sehen, wie es aus dieser Entfernung möglich ist. Die Zweige bilden zuerst ein Gewirr, erst allmählich lösen sie sich von einander, erkennen wir, welcher Zweig vorne, welcher hinten ist, und nur mit einiger Mühe verfolgen wir einen Zweig vom Baumstamm bis zu seinen letzten Verzweigungen. Je weiter der Baum sich von uns entfernt, desto unentwirrbarer werden die Zweige und desto mehr verlieren sie die Rundheit, desto silhuettenhafter, schattenhafter werden sie. In noch weiterer Entfernung sehen wir nur ein Gewirr von Strichen — es ist unmöglich, noch einen einzelnen Zweig herauszunehmen. Die ganze Krone des Baumes steht wie eine geflochtene Kugel vor uns, Zuletzt wird aus dem Baum ein kleiner bläulich schwarzer Punkt, der sich schließlich in seiner Umgebung verliert.

Ähnlich ist es bei dem Hause. Nahe davor sehen wir das Kornige des Steines, die Homogenität des Messings, die Fasern des Holzes und viele andere Bestimmtheiten der Baumaterialien deutlich. Etwas weiter abgerückt sehen wir nur noch die Farben; wir sehen nicht mehr die einzelnen Bestimmtheiten so genau wie in der Nähe und so geht es weiter, bis aus dem Haus ein kleiner dunkler Punkt wird, der in seiner Umgebung verschwindet.

Man könnte nun die Wahrnehmung in der Nähe fixieren und an ihr das suchen, was ihr den Vorrang vor den anderen Wahrnehmungen verschafft. Aber diese Wahrnehmung selbst wird wieder scheinbar in derselben Weise wie jene Wahrnehmung der Entferntheit korrigiert und umgestoßen durch die Wahrnehmung, die uns die Lupe und diese wieder durch die Wahrnehmung, die uns das Mikroskop verschafft. Die undeut-

Digitized by Google

lichen Fältchen auf der Hand werden unter der Lupe zu Falten, unter dem Mikroskop zu größeren Vertiefungen. Stäubchen, die wir mit dem bloßen Auge noch soeben sehen, werden zu Dingen eigener Art. Lebendige Wesen, Amöben, Bakterien, die wir mit dem bloßen Auge kaum so deutlich sehen, wie das weit entfernte Haus, werden zu wunderbar konstruierten Wesen. Und was steht uns dafür, daß unser Mikroskop nicht wieder durch ein anderes Instrument korrigiert wird, wie es selbst korrigiert. Wo ist da ein Ende zu finden.

Wie kann man unter der Last dieser Tatsachen behaupten, daß eine Wahrnehmung die absolut richtige sei. Es scheint doch alles relativ zu sein. Ähnlich wie ein Tier stärker ist wie das andere, ohne selbst das stärkste zu sein, wie der Starke immer wieder einen Stärkeren findet, scheint jede Wahrnehmung eine stärkere zu finden und es scheint lächerlich oder vermessen, von der absoluten Richtigkeit einer Wahrnehmung zu sprechen. Hat man alle Wahrnehmungen durchgemacht, so scheint nur Entsagung am Platze, schließlich schlägt vielleicht die vermeintliche schlechte Wahrnehmung die vermeintlich beste Wahrnehmung in einem Punkte, an den man nie gedacht hat.

Und doch scheint hier ein Unterschied vorzuliegen, den man nicht übersehen darf. Die Wahrnehmung durch das Mikroskop liefert schließlich doch Wahrnehmungen derselben Art, wie die Wahrnehmung durch das bloße Auge. Die Amöbe sieht etwa aus wie eine Qualle, die Teilung der Amöbe liefert Einschnitte, wie wir sie auch mit bloßem Auge sehen, die Spindel, die Kerne alles sieht aus, wie das, was wir mit bloßem Auge deutlich sehen. Ja der Forscher kennt die Amöbe nicht aus der Erfahrung, die er mitbringt, aber er stellt von selbst das Mikroskop so ein, daß ihm das darunter befindliche in der Art erscheint, wie im täglichen Leben größere Dinge erscheinen. Es ist nur eine Einstellung des Mikroskopes, die ihm diese deutliche Wahrnehmung verschafft. Alle anderen geben verschwommene Bilder. Aber der Forscher geht ohne Zögern auf diese Einstellung los, die ihn das Ding so er-

Digitized by Google

scheinen läßt, wie das tägliche Leben größere Dinge — Quallen erscheinen läßt. Er bringt also scheinbar nur den Deutlichkeitsbegriff des täglichen Lebens mit und wendet ihn wieder auf das an, was er durch das Mikroskop sieht. Er sieht die Dinge unter dem Mikroskop genau so, wie wir größere Dinge im täglichen Leben sehen, in derselben Deutlichkeit, in derselben Art. Homogene Dinge aber wie Wasser sieht er überhaupt nicht anders, wie wir sie mit bloßen Augen sehen; nur sieht er noch kleinere Quantitäten, diese aber ebenso, wie wir größere Quantitäten sehen.

Die Art der Deutlichkeit, der Gegebenheitsbeweise der Dinge scheint also dieselbe zu sein, die wir im täglichen Leben haben, wenn wir eben ein Ding deutlich sehen. Es scheint also fast, als ob wir Dinge mit groberer Struktur — Dinge, die in größeren Stücken homogen sind, mit dem bloßen Auge deutlich sehen, während wir Dinge mit feinerer Struktur nicht deutlich sehen mit bloßem Auge, sondern erst mit der Lupe oder dem Mikroskop; mit diesen Mitteln sehen wir sie dann ebenso, wie die Dinge mit groberer Struktur mit bloßen Augen. So zeigt uns etwa von den Eigenschaften der Metalle, des Wassers die Lupe nichts mehr wie das bloße Auge.

Aber wie grob ein Ding auch konstruiert sein mag, in der Entfernung scheint es doch schließlich und zwar bald undeutlich zu werden. Der bläuliche Schimmer, in dem alles Entfernte steckt, verbirgt es. Das, was wir in der Entfernung sehen, ist kein Ding, wie das was wir in der Nähe sehen. Auch Dinge von den größten Dimensionen werden in der Entfernung undeutlich. Wenn wir das festzuhalten versuchen, was wir dort vor Augen haben, so ist es nichts Dingliches, sondern etwas Schattenhaftes. Und ebenso ist es mit den andern Umständen, die die Wahrnehmung undeutlich machen. Die Dämmerung umhüllt die Dinge ähnlich wie die Entferntheit.

Es ist, als ob die Wahrnehmung ihrer eigensten Natur

Digitized by Google

nach immer auf Dinge[1]) abzielt und wo sie diese nicht findet, sich müht, durch die Schleier zu dringen, die scheinbar über den Dingen liegen. Sie kommt, wo die Dinge günstig gegeben sind, sofort zur Ruhe; wo dies nicht der Fall ist, bleibt ein Moment der Unruhe vorhanden. Die Wahrnehmung scheint auch in der Ferne auf Dinge auszugehen. Sie sucht, daß sie

1) Es scheint uns sicher zu sein, daß es ein Analogon zu dieser Wahrnehmung auch auf andern Gebieten gibt, eine prüfende Wahrnehmung z. B. auch bezüglich des menschlichen Geistes, Charakters und bezüglich der Qualitäten, die nicht Dinge sind, aber Dinge darstellen. Man kann das Gebiet der Töne, der Farben, der Gerüche, der Data des Tast-, Drucksinnes und des Geschmackssinnes auch für sich zum Gegenstand der Untersuchung machen. Auch ein Ton, ein Geruch, ein Geschmack kann — abgesehen davon, daß er mit beiträgt zur Darstellung eines Dinges — für sich untersucht werden. Vielleicht tragen auch einige von diesen Qualitäten — wir denken vornehmlich an Data des Geruchs-, Geschmacks-, Kalt-, Warmsinnes — wenig zur Darstellung von Dingen bei. Trotzdem gibt es bei all diesen Qualitäten auch eine Art Deutlichkeit und Undeutlichkeit oder besser Ausgeprägtsein und weniger ausgeprägt sein. Man kann auch diese Qualitäten nur noch soeben wahrnehmen und andererseits sie deutlich vor sich haben. Aber trotzdem ist es ein großer Unterschied zwischen der Deutlichkeit, die wir hier finden und der Deutlichkeit, mit der wir Dinge wahrnehmen. Hier scheint es sich mehr um Intensitätsverstärkungen zu handeln. Wenn wir einmal einen Geruch vor uns haben, haben wir die betreffende Qualität etwa Rosengeruch erfaßt. Wenn der Geruch anschwillt, verstärkt wird, so bleibt doch die Qualität dieselbe. Den Unterschied, daß aus einem gegliederten dreidimensionalen Ding in der Entfernung schließlich ein kleiner vager Punkt wird, finden wir hier nicht.

Auch bezüglich der Wahrnehmung dieser Data der Sinne gibt es gewiß viele interessante Fragen zu lösen, aber mir scheint doch, daß die Sachlage hier einfacher liegt und nicht solche Schwierigkeiten aufweist, wie die Frage der Dingwahrnehmung, insbesondere, weil es den Unterschied von darstellendem und Dargestellten hier nicht gibt.

Von diesen Qualitäten ist streng zu scheiden, das was wir mit Dämmerung, Nacht, Augenschwarz, Phänomen der Entferntheit bezeichnen. Diese Phänomene sind einer Wahrnehmung in dem Sinne, wie Töne, Farben, Gerüche nicht zugänglich. Sie bieten der prüfenden Wahrnehmung keinen Halt.

Digitized by Google

etwas findet, das ihrem Blick standhält. Aber das, woran sie sich in der Entfernung probiert, weicht aus.

Dabei müssen wir jedoch wohl beachten: Es gibt Anschauungsarten, die nicht nach Dingen suchen; zumal ästhetische Anschauung. In ihr liegt nicht dies Streben nach Dingen und Deutlichkeit. Sie fühlt sich wohl in der Undeutlichkeit. Sie ist aber von Grund auf unterschieden von der Wahrnehmung, die wir hier behandeln, und die wir charakterisiert haben — von der Wahrnehmung, die jeder anerkannten empirischen Wissenschaft zu Grunde liegt — der beobachtenden Wahrnehmung.

Kap. III. Wann stellt Farbe Dinge deutlich dar. Die Ordnung in der darstellenden Farbe: Die empfundene Farbe, die gegenständliche durchstrichene Farbe, die gegenständliche anhaftende Farbe. Farbenform. Anhaftende Farbe als Eigenschaft des Dinges. Die Form als das Absolute.

Wenn nun auch jede bekannte Verfeinerung der Wahrnehmung durch Lupe und Mikroskop schließlich wieder Dinge zeigt, wie sie die deutliche Wahrnehmung den bloßen Augen zeigt, und so eine Art Eideshelfer für den Vorzug dieser deutlichen Wahrnehmung vor jeder anderen Wahrnehmung abgibt, so genügt diese Unterstützung doch nicht, um den Vorzug, den die deutliche Wahrnehmung vor der undeutlichen scheinbar hat, vor allen Zweifeln zu schützen, oder auch nur die Natur dieses Vorzuges in das rechte Licht zu stellen.

Wenn es den Anschein hat, als ob die deutliche Wahrnehmung eine gewisse absolute Geltung habe, so kann dieser Anschein nie dadurch zur Gewißheit gemacht werden, daß gewisse Fakta den Anschein unterstützen, mit ihm zusammenstimmen. Fakta können immer nur die Unrichtigkeit einer Theorie dartun, wenn sie nicht mit ihr übereinstimmen.

Digitized by Google

Stimmen sie aber mit ihr überein, so fragt es sich immer, ob die Übereinstimmung notwendig oder zufällig ist.

Nun haben wir im ersten Abschnitt gefunden, daß Farbe Dinge darstellt. Soweit das Auge nun blickt und unter welchen Umständen es sich umsieht, überall sieht es Farbe ohne Lücke, auch in der Dämmerung, der Nacht und sogar wenn es geschlossen ist, aber nicht überall und unter allen Umständen sieht es Dinge. Wie kommt es nun, daß Farbe hier Dinge deutlich darstellt, dort aber entweder Dinge undeutlich oder überhaupt nicht darstellt. Warum kann die Farbe der Entferntheit, der Dämmerung das nicht vollbringen, was die Farbe der Nähe leistet.

Nicht jede Bemalung der Leinwand, nicht jede Zusammenstellung von Klecksen gibt ein Bild von einem Dinge, sondern nur die Zusammenstellung, die dem, was man am Dinge an Farbe sieht, gleicht, dieselbe Ordnung einhält wie diese. So muß sich der Maler nach der Wirklichkeit richten, wenn er Dinge darstellen will. Wonach aber richtet sich die Wirklichkeit? Ist es Zufall, daß die eine Farbenerscheinung Dinge darstellt, eine andere Komposition dies nicht vermag. Ist es Zufall, daß der Schlag gegen das Auge, bei dem uns grün und blau vor dem Auge wird, kein Ding darstellt, daß die Farbenerscheinungen der Dämmerung, der Entferntheit keine Dinge darstellen. Wäre es ebensowohl möglich, daß sie auch Dinge darstellten? Oder hat die Wirklichkeit auch Gesetze, die sie befolgen muß, wenn sie Dinge darstellen will; Gesetze, die für sie dasselbe bedeuten, wie für den Maler die Wirklichkeit, apriorische Gesetze, die in dem Wesen der Wahrnehmung begründet sind.

Wir müssen uns einmal näher den Farben, die Dinge darstellen, zuwenden.

Da unterscheiden wir zunächst die Farben der Dinge in ihrer qualitativen Sonderung durch die ganze Farbenskala hindurch, weiß, schwarz, gelb, violett. Aber damit ist es nicht getan. Dazu kommen die Beleuchtungseffekte. Wenn wir diese möglichst genau beschrieben und geordnet haben, werden

Digitized by Google

wir sehen, daß die Farbe der Nähe und die Farbe der Entferntheit durchaus verschieden sind, obwohl beide im weiteren Sinne Farbe sind.

In der Art, wie der naive Mensch und der — sagen wir vorläufig — Künstler die Dinge sieht, ist ein Unterschied, auch wenn wir von allem ästhetischen absehen. Der naive Mensch — und hierzu rechnet auch der Forscher, der unter dem Mikroskop Beobachtungen anstellt — sieht die Dinge nur in der Farbe, die sie scheinbar bei jeder Änderung der Beleuchtung behalten, die man wohl auch wirkliche anhaftende Farbe nennt; er sieht nicht die Reflexe, Lichter, die farbigen Schatten, wo sie nicht ganz aufdringlich sind. Er sieht wohl den Schatten, den seine Gestalt auf den von der Sonne beschienenen Boden wirft, er sieht auch den Reflex des Handspiegels, mit dem man den leuchtenden Widerschein über die Wand tanzen läßt, das Blinken des Helmes im Sonnenschein, das Flackern des Lichtes an den Wänden, wenn das Feuer im Kamin brennt — aber ihm fällt bei trübem Himmel nicht auf, daß auch dann noch alle Gegenstände von diesen Lichtgebilden durchdrungen sind, ihm fällt nicht auf, daß die Kirsche, das Auge immer diesen Lichtfleck haben, wie die Beleuchtung auch sein mag. Man muß schon sehr beachtliche Stufen in der Geschichte der Malerei überspringen, bis man diesen Lichtfleck in den Gemälden der alten Meister findet.

Wenn diese Lichtgebilde ihm nun auch nicht auffallen, so gebraucht er sie doch im gewissen Sinne und vermißt sie, wenn sie nicht da sind. So sieht er doch die eigenartige Stumpfheit des Auges, wenn der Maler diesen Lichtfleck vergessen hat. Er merkt, daß irgend etwas fehlt. Man kann also vielleicht sagen, er sieht diese Lichtgebilde nicht, wie er die Dinge sieht, aber sie sind doch für ihn irgend wie da. Er kann, wenn er bei Betrachtung eines Dinges plötzlich auf diesen Lichtfleck aufmerksam gemacht wird, noch gerade konstatieren, daß er ihn auch schon vorher irgend wie dunkel gehabt hat, ähnlich wie wir uns, wenn wir plötzlich auf das

Digitized by Google

Ticktack der Uhr aufmerksam gemacht werden, erinnern, daß es uns vorher schon irgendwie in den Ohren geklungen hat, obwohl es jetzt ganz anders vor uns steht.

Wenn also diese Reflexe, Lichter, Schatten für die Wahrnehmung des Gegenstandes die Rolle spielen, die man ihnen gemeinhin zuschreibt, und die die Technik der Malkunst erwarten läßt, — da die Malkunst uns ja eben durch solche Lichtgebilde mit ein Ding vorstellig machen kann — wenn ohne solche Lichtgebilde der Gegenstand nicht wahrgenommen werden kann, so ist andererseits sicher nicht erforderlich, daß diese Lichtgebilde selbst wahrgenommen werden, wenn der Gegenstand vorstellig werden soll. Denn der naive Mensch der sie nicht wahrnimmt, sieht den Gegenstand genau wie der Künstler mit allen Eigenschaften, die man überhaupt ihm ansehen kann. Andererseits aber kann man diese Lichtgebilde auch wahrnehmen, deutlich vor sich haben, ohne daß man dabei den Gegenstand aus den Augen verliert. Man kann sie betrachten, wie sie sich am Gegenstande gruppieren, auf ihm als Schatten lagern, ihn als Licht durchdringen, an ihm als Glanz, Sonnenschein sitzen. Allerdings scheint bei dieser Einstellung das Ding ein wenig zu kurz zu kommen. Es scheint mir, als ob man sogar sich so diesen Lichtgebilden zuwenden kann, daß der Gegenstand fast verschwindet. Es gibt hier sicher noch Unterschiede in der Zuwendung zu diesen Lichtgebilden — von der Art, wo man nur die auffälligsten Gebilde als solche faßt bis zu der Art, wo sich der ganze Gegenstand auflöst in solche Lichtgebilde. Wenn wir von dieser letzteren absehen, so ist dort, wo wir nur Stücke von diesen Lichtgebilden abschneiden aus dem Ganzen, die Frage, ob diese nun auf zwei Arten für uns da sind, einmal als wahrgenommene, das andere mal auf die Art, auf die der naive Mensch sie hat, als Bausteine für die Wahrnehmung des Dinges — oder was dasselbe ist, ob auch das wahrgenommene Lichtgebilde die Aufgabe, ein Ding vorstellig zu machen, erfüllen kann. Das scheint mir nun nicht der Fall zu sein. Wenn wir das Ding

Digitized by Google

dort, wo gerade das Lichtgebilde sitzt — etwa das Licht an der Tasse, an dem Teller — möglichst genau sehen wollen, so stört es uns, wenn wir dort das Licht sehen, wir »übersehen« das Licht, wir dringen durch das Licht hindurch, um den Teller an dieser Stelle genau zu sehen, ebenso wie der naive Mensch, dem von Anfang an das Licht nicht auffällt. Daß man überhaupt Licht und Teller zugleich wahrnehmen kann, kommt wohl daher, daß wir nicht im Bereiche des ganzen Tellers auf Lichtgebilde ausgehen, sondern nur an einer Stelle. Die Wahrnehmung der übrigen Teile des Tellers, die wir mit naiven Augen sehen, muß dann sozusagen dieses Stück des Tellers, bei dem wir dem Licht zugewendet sind, mittragen helfen.

Im übrigen aber scheint mir nicht wohl vereinbar zu sein Dingwahrnehmung und Lichtgebildewahrnehmung, sondern zur Wahrnehmung des Dinges gehört es, daß die Lichtgebilde bescheiden in den Hintergrund treten, wo sie unentbehrlich sind. Wenn sie sich an dem gehörigen Orte befinden, dann ist Wahrnehmung des Dinges vorhanden. Wo sie so stark hervortreten, daß man sie nicht übersehen kann, da ist die Wahrnehmung gestört. Sie sollen den Blick »hinüberleiten« auf das Ding; der Blick darf sich nicht in ihnen verfangen.

Wo wir uns nun den Lichtgebilden zuwenden, dürfen wir nicht glauben, daß wir sie so übernehmen, wie der naive Mensch sie hat, sondern mit der Zuwendung versubstantiieren, verdinglichen wir sie schon gewissermaßen. Wir ziehen Striche, Grenzen zwischen den einzelnen Lichtgebilden, formen sie zu Streifen, zu kugelartigen Gebilden, die am, im Gegenstand sitzen. Wenn wir nun von dieser Wahrnehmung übergehen zur Dingwahrnehmung, in der nur das Ding Gegenstand unseres Interesses ist, so merken wir noch gerade, wie diese Formen, in die wir die Lichtgebilde zwängen, schmelzen. Die Baumreihe an der Landstraße zeigt bei sinkender Sonne gleichmäßig helle Streifen an der westlichen, dunkle Streifen an der östlichen Seite, die sich ziemlich scharf von einander abheben.

Digitized by Google

Nehmen wir nun aber ein Stück Baumrinde des nächsten Baumes auf das Korn, so verschwinden die Grenzen der Streifen. Das Helle und das Dunkle ist noch irgendwie da, aber es ist nicht selbständig mehr, wie der Streifen etwas relativ Selbständiges ist.

Von dieser Betrachtung müssen wir nun festhalten, daß die Lichtgebilde für die Wahrnehmung des Dinges wichtig sind, und daß sie selbst wahrgenommen werden können, wobei sie dann aber ihre ursprüngliche Aufgabe nur mehr unvollständig erfüllen. Wir können diese Lichtgebilde also nach zwei Richtungen untersuchen. Erstens können wir zusehen, welche Rolle sie für die Wahrnehmung des Gegenstandes spielen; dann aber können wir sie selbst zum Gegenstande der Wahrnehmung machen. Die erste Untersuchung ist die bei weitem schwierigere und wichtigere. Die zweite Untersuchung ist insofern interessant, als wir an den Lichtgebilden das, was man wohl mit Spielen der Phantasie bezeichnet hat, beobachten können. Wir können hier sehen, welche Grenzen das Formen, Bilden von Gegenständlichkeiten hat — auf wie verschiedene Weise man dasselbe Material auffassen kann. In der Beziehung werden wir im nächsten Kapitel Untersuchungen anstellen.

Die Art, in der die Beleuchtungseffekte in der beobachtenden Wahrnehmung für uns vorhanden sind, kann man nicht dahin festlegen, daß man sagt, wir verwenden auf sie geringere Aufmerksamkeit, wie man von größerer oder geringerer Aufmerksamkeit etwa bei der Zuwendung zum Dinge spricht. Wenn wir das Ding beobachten wollen, dürfen wir uns den Beleuchtungseffekten nicht zuwenden, sondern diese müssen untertauchen. Und dies nicht etwa darum, weil wir nicht zugleich auf zweierlei achten können, auf das Ding selbst und auf seine Beleuchtung, sondern, weil wir die Beleuchtungseffekte in dieser untergetauchten Stellung für die Beobachtung des Dinges gebrauchen; und man kann deutlich feststellen, wie die Beleuchtungseffekte, je schärfer wir beobachten, desto

Digitized by Google

mehr untertauchen. Verfolgt man die Teilung der Amöbe unter dem Mikroskop, so erinnert man sich überhaupt der Beleuchtungseffekte nicht mehr. Man hat sie dort nicht gegenständlich gehabt. Andererseits aber hat man sie doch irgendwie gehabt, vielleicht ist »empfunden« hier das passende Wort. Sie sind nicht mehr gegenständlich gewesen; aber sie werden nicht weggeschafft in der beobachtenden Wahrnehmung, sondern nur untergetaucht in eine andere Bewußtseinssphäre gebracht. Dort sind sie aber nötig. Und man kann feststellen, wie sie, je angespannter die Beobachtung wird, desto mehr als Gegenständliches verschwinden und in die Sphäre der Empfindung hinuntersinken.

Wir können das Ding beobachten und dabei die Beleuchtungseffekte »wahrnehmen«, sie gegenständlich haben; und von dieser Wahrnehmung der Beleuchtungseffekte führt eine große Reihe von Stufen bis dahin, wo sie nur noch empfunden werden, nicht mehr gegenständlich sind. Und in dieser Möglichkeit, die Beleuchtungseffekte durch viele Stufenreihen bis vor das klare Bewußtsein zu bringen und umgekehrt, sie aus dem klaren Bewußtsein mehr und mehr herauszudrängen — in der Kontinuität, in der dies geschieht, liegt die Gewähr dafür, daß sie auch da, wo sie ganz untergetaucht sind, noch irgendwie für das Bewußtsein da sind. Ferner darin, daß je schärfer die Beobachtung ist, desto mehr die Beleuchtungseffekte zurückgedrängt werden, liegt die Gewähr dafür, daß sie nicht gegenständlich zu sein brauchen, wenn wir das Ding beobachten wollen. Damit soll nicht gesagt sein, daß die Beleuchtungseffekte bei jeder beobachtenden Wahrnehmung soweit zurückgedrängt werden, daß sie nur noch empfunden werden. Bei glänzenden Gegenständen, bei der Wasserwelle, dem Porzellan, den Metallen bleiben sie wohl immer gegenständlich, obwohl sie nicht beobachtet sind; bei stumpfen Gegenständen dagegen können sie wohl vollständig untertauchen. Endlich liegt darin, daß ohne Beleuchtungseffekte kein Ding darstellbar ist, kein Ding gemalt werden kann, die Gewähr dafür, daß sie

Digitized by Google

irgendwie — wenn auch in untergetauchter Stellung — erforderlich sind, damit ein Ding wahrgenommen und beobachtet werden kann. Dieser letzte Satz ist hier nicht phänomenologisch festgestellt. Dazu würde gehören, daß man in der Beobachtung feststellte, wieso die Empfindung der Beleuchtungseffekte mitwirkt, damit sich ein Ding darstellt. Wir werden im folgenden noch auf Spuren solcher Mitwirkung stoßen. So schon in der nächsten Bemerkung.

Wenn wir unter Beleuchtungseffekte all die Lichtgebilde verstehen, die nicht anhaftende Farbe sind, ohne Rücksicht darauf, ob sie empfunden, oder ob sie gleichsam wahrgenommen werden, so fällt es auf, daß nicht jeder Beleuchtungseffekt sich in die Sphäre, wo er nur empfunden wird, zurückdrängen läßt und daß auch nicht jeder Beleuchtungseffekt für die Darstellung des Dinges gleich wichtig ist. So gehört es wohl sicher zur Darstellung der Zigarrenkiste, daß die drei Seiten, die ich sehe, verschieden abgeschattet sind: es kommt nicht darauf an, daß gerade die oberste Seite die hellste ist, aber es ist erforderlich, daß Unterschiede in der Abschattung vorhanden sind. Dagegen ist der Schatten, den die Kiste auf die Tischplatte wirft, nicht im selben Maße erforderlich für die Darstellung der Tischplatte; die Tischplatte käme auch zur Darstellung, wenn die Stelle, wo der Schatten hinfällt, annähernd gleiche Tönung der Farbe aufwiese, wie die ganze Tischplatte. Daher kommt es auch wohl, daß wir leicht geneigt sind, den Tisch für an dieser Stelle gebeizt anzusehen, während dies uns bei der Kiste, wo der Schatten zur Darstellung der Kiste dient, nicht leicht passiert.

Es ist so, als ob wir in den Beleuchtungseffekten wieder unterscheiden könnten zwischen solchen, die zur Darstellung des Dinges beitragen, indem sie empfunden werden, und solchen, die nur in der Welt umherirren, ohne eigentlich zur Darstellung des Dinges beizutragen, die wir daher mehr durchstreichen, wenn wir beobachten. Bei der Beobachtung ist es ja nicht so, daß der Blick sich in jeder Stelle des Gegenstandes beliebig festsetzen kann, wenn man darauf ausgeht, den Gegen-

Digitized by Google

stand zu beobachten; sondern ähnlich wie die Eisenbahn auf die Schienenwege, der Wagen auf die Straßen und Wege angewiesen ist, ist der Blick auf bestimmte Wege am Gegenstande angewiesen, will er das, was vom Gegenstande von einer bestimmten Stelle aus wahrnehmbar ist, überhaupt wahrnehmen. Verirrt er sich nach andern Stellen, so gerät er in einen Sumpf, um im Gleichnis zu bleiben. Er nimmt vom Gegenstande nichts mehr wahr, sondern hat Gebilde vor sich, die mit dem Gegenstand selbst nichts mehr zu tun haben. Nun ist freilich unser Blick so sehr geübt im Vermeiden dieser Sümpfe, im Finden der sicheren Straßen, daß man kaum merkt, wie sehr man jeden Augenblick die gefährlichen Stellen vermeidet und sofort wieder die Straße unter den Füßen hat, wenn man wirklich einmal vorbeitritt. Dabei ist jedoch zu beachten, daß die Wege sich vielfach kreuzen oder vielmehr, daß es für die Wahrnehmung jeder Eigenheit des Dinges besondere Wege gibt, sodaß eine Stelle, die mir nichts über die Farbe des Dinges sagt, die Gestalt trefflich zur Darstellung bringt. An meinem Fenster hier steht ein Blumentopf aus blauem Porzellan mit goldenen und braunen Streifen. Nach links ist er dunkel abgeschattet, nach rechts spiegelt er das Tageslicht wieder. Links sehe ich trefflich die Rundung, konzentriere ich meinen Blick aber auf die Stelle, wo das Helle und das Dunkle scharf zusammentreffen, so biegt sich der Topf scheinbar an dieser Stelle nach innen; ich sehe an dieser Stelle die eigentliche Form nur undeutlich oder gar nicht, wenn ich nicht immer von links aus oder von oben aus, wo ich den kreisförmigen Rand sehe, Unterstützung hole. In der Mitte ungefähr ist eine Blume aufgemalt. Diese ist auch imstande, den Blumentopf zu runden. Ähnlich ist es mit den Goldstreifen. Die Goldigkeit sehe ich nur an der Stelle, wo ein Licht am Streifen sitzt, während weiterhin der Streifen so erscheint, daß ich über seine Farbe nichts ausmachen und von ihr nichts sehen kann. Den braunen Streifen dagegen kann ich ganz verfolgen und in seiner Braunheit wahrnehmen,

Digitized by Google

ausgenommen nur die Stelle, wo ein weißes Licht an ihm sitzt. Es ist mit ihm also gerade umgekehrt wie bei dem Golde.

Bei metallenen Gegenständen kann man sich am besten von der Richtigkeit dieser Überlegung überzeugen. Insbesondere an der brennenden Metalllampe kann man sehr gut feststellen, welche Stellen der Blick sich aussuchen muß, um die Eigenheit der Lampe wahrzunehmen. Man kann sich da vortrefflich zur Anschauung bringen die Ähnlichkeit zwischen diesem Suchen der richtigen Stelle und dem Suchen nach einigen trockenen Punkten, wenn man ohne nasse Füße zu bekommen über eine große Pfütze gehen will. Ein allerdings etwas schematisches Mittel, sich dies zur Anschauung zu bringen, ist auch teilweise Verdeckung der Lampe in der Art, daß man nur einen kleinen Teil sieht. Dabei merkt man am besten, wie groß man den Ausschnitt von der Lampe schon nehmen muß, um einen festen Punkt für die Wahrnehmung der Lampe zu finden, während bei kleinerem Ausschnitt ein verschwommenes Spiegelbild, irgend etwas Leuchtendes, aber nicht das Metall der Lampe vor einem steht.

Die Stellen am Gegenstande, die nun für die Wahrnehmung des Gegenstandes wenig ergiebig sind, sind trotzdem als Leerstücke notwendig für die Wahrnehmung. Es gelingt uns auch oft, hier noch brauchbare Wahrnehmungen zu erzielen, nachdem wir den richtigen Anfang von einer mehr brauchbaren Stelle her genommen haben.

Wenn diese Erscheinung nun auch bei metallenen, glänzenden Gegenständen am deutlichsten zu Tage tritt, so ist sie doch auch bei anderen Gegenständen zu beobachten. Auch dort findet man, wie man über dunkle, tiefschattige Stellen hinweghuscht mit dem Blicke, wenn man das Innere des Dinges, seine Struktur wahrnehmen will. Man kann hierbei aber kein Schema aufstellen. Ein Schatten, der die Struktur des Gegenstandes — etwa die Holzmasern — verdeckt, hebt andererseits die Gestalt des Holzes, die Erhabenheit, hervor. Je nachdem,

Digitized by Google

was man vom Gegenstande sehen will, muß man immer wieder andere Stellen an ihm aufsuchen, andere Erscheinungen verwerten. Dieser Zusammenhang ist so vielgestaltig, daß es schwer ist, ihn erschöpfend zu behandeln. Der Maler kann uns wohl viel hierüber sagen; er weiß, mit welchen Mitteln man Weite des Raumes, Starrheit oder Lebendigkeit des Gegenstandes zur Darstellung bringt, wir selbst können Experimente anstellen, indem wir eine Erscheinung künstlich aufheben und wieder hervorrufen und zusehen, wie sich das, was wir vom Gegenstand erkennen, verändert. Wie die Gestalt undeutlicher wird, wenn das Licht gleichmäßig von allen Seiten kommt, wie die Oberfläche des Wassers sichtbar wird, wenn die Korken der Netze darauf schwimmen.

Das Glitzernde, Schimmernde, der Glanz, das Licht, der Schatten, sie stellen nicht immer dar; bei gewissen Gelegenheiten verwirren sie die Darstellung mehr als sie sie befördern, aber trotzdem ist deutlich zu erkennen, daß sie bei andern Gelegenheiten das ihrige zur Darstellung des Dinges beitragen. Ohne den Glanz und die Schatten kann sich die Wasserwelle nicht zur Darstellung bringen, ohne die Schattenabtönung ist die Gestalt des Dinges nicht darstellbar, ohne den Lichtfleck auf der Metallkugel ist die Kugelgestalt nicht darstellbar. Wo die anhaftende Farbe durch die Beleuchtungsfarbe zu stark überstrahlt wird, verliert die Struktur des Dinges, die innere Zusammensetzung an Deutlichkeit; aber alle diese Farbevariationen stehen in Beziehung zur Darstellung der Vielgestaltigkeit, der Mannigfaltigkeit des Dinges.

Bei den entfernten Gegenständen nun fehlt dieser Reichtum von Farbenvariationen. Es steht das einförmige Bläuliche dort vor uns. Dieses kann keine Dinge darstellen. Es liegt hier nicht die Möglichkeit vor, anhaftende Farbe und Glanz zu unterscheiden; hier ist eine Variation der Farbe für sich, die aber keine weiteren Untervariationen zuläßt. Deshalb kann sie auch keinen Gegenstand zur Darstellung bringen. Denn wenn auch nicht jede Zusammenstellung der von uns unter-

Digitized by Google

suchten Farbevariationen Dinge zur Darstellung bringt, so ist doch eine Zusammensetzung von Farbe erforderlich, um Dinge zur Darstellung zu bringen. Das absolut Einförmige ist unfähig, Dinge darzustellen.

Unter den Farbevariationen, die das Ding zur Darstellung bringen, ist nun anhaftende Farbe einerseits und all die Beleuchtungseffekte auf der andern Seite streng zu trennen und durch einen Abgrund geschieden.

Der äußeren Merkmale, worin sich diese Verschiedenheit kundgibt, sind viele und leicht auffindbare. Die Beleuchtungseffekte, dunkle und farbige Schatten, Beleuchtungsfarbe des Feuers, der Sonne, der Lampe, jedes farbigen Lichtes, Glanz, Lichter sind beweglich, sie huschen über den Gegenstand hin. Bei jeder Bewegung des Gegenstandes verändern sie sich. Der Gegenstand bewegt sich durch die Lichtzonen hindurch und wechselt sie. Dreht man den Gegenstand, so wird er dort hell, wo soeben Schatten war. Die Lichter springen von einer Ecke in die andere. Umgekehrt ist die anhaftende Farbe unbeweglich, sie bewegt sich nur mit dem Gegenstande, sie ist fest mit ihm verbunden. Aber diese Fixierung des Unterschiedes trifft noch nicht den Kern.

Die Hauptschwierigkeit in der Erkenntnis dieses Unterschiedes liegt darin, daß die anhaftende Farbe uns nie rein gegeben ist. Sie ist immer bedeckt, gestört durch die Beleuchtungseffekte. Selbst die Beleuchtung bei bedecktem Himmel gibt nicht die anhaftende Farbe. Man kann also nie auf die anhaftende Farbe direkt den Finger legen. Man kann nur sagen, hier kommt sie mehr, hier kommt sie weniger zu Tage. Hier ist sie ganz getrübt durch die Beleuchtungsfarbe, daß man nur noch undeutliche Spuren von ihr hat, hier tritt sie fast ungetrübt zu Tage. Es gibt mehr Erkennbares, das sich auf diese Weise verbirgt und nur wie durch einen Schleier erkannt werden kann. Man kann solche Schleier nicht mit Gewalt abheben, sondern muß sich begnügen, so gut es geht, durch sie hindurchzusehen.

Digitized by Google

Wenn man mit diesem Willen herantritt, scheint man mir nun sehr gut unterscheiden zu können zwischen der anhaftenden Farbe und dem Beleuchtungseffekt, auch ohne auf die Beweglichkeit der letzteren, die Unbeweglichkeit der ersteren Bezug zu nehmen. Dem Schatten sieht man es an, daß er nur Schatten ist, daß nicht da, wo er liegt, der Gegenstand dunkler gefärbt ist, eine dunklere anhaftende Farbe besitzt. Man sieht ihm seine Beweglichkeit und damit das Fehlen eines Zusammenhanges zwischen ihm und dem Dinge an, auch wenn er ruht. Es ist irgend ein schwer in gebräuchlichen Worten auszudrückender Unterschied vorhanden zwischen dunklerer Färbung und Schatten. Es ist einem so, als ob zwei Farbeschichten da lägen — Schatten und hellere anhaftende Farbe; der Schatten verbindet sich nicht mit dem Gegenstande, auf dem er liegt. Ja er liegt auch nicht notwendig auf dem Gegenstand, wir können ihn oft in den Gegenstand hineinzwingen, unter den Gegenstand zwingen, wenigstens bei glatten Flächen. Dann wird plötzlich aus dem Schatten eine Art Spiegelbild des Gegenstandes, der den Schatten wirft; zugleich hellt die beschattete Fläche sich ein wenig auf. Bei dunklerer Färbung des Gegenstandes gelingt dies nicht. Hierin zeigt sich die Modifizierbarkeit des Schattens, der geringe Widerstand, den er einer Formung entgegensetzt. Man kann ihn andererseits auch als dunklere Färbung des Gegenstandes auffassen. Dann sieht der Tisch, auf den das Tintenfaß den Schatten wirft, aus, als wäre er an dieser Stelle verbrannt oder schärfer gebeizt. Aber umgekehrt läßt die schärfere Beizung sich nicht oder nur selten als Schatten oder als Spiegelbild auffassen. Es scheint ganz in meinem Belieben zu stehen, zu was ich den Schatten machen will, aber die anhaftende Farbe setzt meinem Belieben größeren Widerstand entgegen. Sie läßt sich nicht modeln.

Ebenso ist der Unterschied zwischen dem weißen Lichtfleck und einem wirklichen weißen Fleck, etwa von einer Färbemasse wohl zu erkennen, auch wenn der Fleck sich nicht

Digitized by Google

bewegt. Ganz abgesehen davon, daß der Lichtfleck nach den Seiten hin allmählich verblaßt, während der Farbenfleck für gewöhnlich feste Grenzen aufweist. Der Lichtfleck verdrängt meist die eigentliche Farbe des Gegenstandes vollkommen. Nur wenn man genau zusieht, sieht man einige Inseln der wirklichen Farbe herausragen, einige dunkle Stellen, die dem Lichtfleck Konkurrenz machen. Und dann kann man wohl den Eindruck gewinnen, als ob man unter oder über dem Lichtfleck noch die wirkliche Farbe sähe. Meist verdeckt aber der Lichtfleck — hierin anders wie der Schatten — die wirkliche Farbe, aber wir sehen, daß er etwas verdeckt. Dies ist ein eigentümliches Phänomen. Bei wirklicher weißer Farbe haben wir nicht den Eindruck, als ob sie etwas verdecke, sie zeigt uns vielmehr den Gegenstand, etwa das Papier; aber dem Lichtfleck sieht man an, daß er etwas auslöscht, etwas verdeckt. Und dann zeigt sich bei dem Lichtfleck dieselbe Widerstandslosigkeit, wie bei dem Schatten. Er liegt nicht notwendig an oder auf dem Gegenstande; wir können ihn in den Gegenstand hineinsehen; zuweilen fordert er uns direkt dazu auf. Wir werden dann irre, wo er eigentlich ist, bald scheint er auf dem Gegenstande, bald im Gegenstande zu sitzen. Bei weißer Farbe ist dies alles nicht möglich.

Hierin tritt der Unterschied zwischen anhaftender Farbe und den Beleuchtungsfarben zu Tage. Die anhaftende Farbe ist eindeutig, die Beleuchtungseffekte sind mehrdeutig. Dieser Unterschied scheint kein qualitativer zu sein. Zu jedem Beleuchtungseffekt läßt sich vielleicht eine anhaftende Farbe finden, die mit ihm größte qualitative Ähnlichkeit besitzt. Die Technik des Malers besteht ja zum Teil darin, diese Ähnlichkeiten aufzuspüren. Er muß die Lichter durch weiße wirkliche Farbe, den Schatten durch dunklere Farbe darstellen. Der Unterschied zwischen den Beleuchtungseffekten und wirklicher Farbe ist ein Formunterschied. Die Beleuchtungseffekte entbehren einer festen Form, die wirkliche Farbe ist eindeutig geformt. Sie läßt sich nicht in andere Formen gießen.

Digitized by Google

Wir möchten nun diesen Formenunterschied nicht als eine Schlußfolgerung einführen, etwa derart: wenn zwei gleiche Qualitäten noch einen Unterschied aufweisen, der kein Unterschied der Qualität mehr sein kann, so muß die Form der beiden Qualitäten verschieden sein. Das wäre keine Phänomenologie. Sondern wir hoffen, aufgewiesen zu haben, daß anhaftende Farbe von anderem Gepräge ist, wie Beleuchtungsfarbe, daß die Art, auf die beide Farbe sind, verschieden ist; daß anhaftende Farbe anders gefügt ist, wie Beleuchtungsfarbe, daß sie eindeutig, nicht unformbar ist, während die Beleuchtungseffekte mehrdeutig, formbar sind — dergestalt, daß sie unter besonderen günstigen Umständen sich sogar in die Form der wirklichen Farbe pressen lassen, allerdings nicht ohne sich bald zu verraten [1]).

Wenn dies so ist, dann lassen sich hieran zwei wichtige Bemerkungen knüpfen. Die anhaftende Farbe scheint das Medium zu seir, um aus den bloßen Lichtgebilden zu Gegenständen zu kommen. Sie gehört näher zum Gegenstand, zum Ding, als der Beleuchtungseffekt; dieser scheint das Äußerliche, das dem Dinge zufällige zu sein, während die anhaftende Farbe von dem Dinge herkommt, zu ihm gehört. Der Beleuchtungseffekt verbirgt das Ding mehr, als daß er es sehen läßt. Er stört mehr, als er fördert Die anhaftende Farbe aber zeigt das Ding in seiner Eigenart. Sie zeigt die Maserung des Holzes, die Glätte des Metalls, die Weichheit des Tuches. Sie geht der Struktur des Dinges bis in das Innerste nach. Wo die Farbe gleichmäßig ist, dürfen wir uns darauf verlassen, daß das Ding homogen ist, sehen wir diese Homogenität. Wo Farbenunterschiede sind, sind auch Unterschiede in der mate-

---

1) Zu diesem Formunterschied der Farbe und ihrer Bedeutung für die Darstellung des Dinges vergleiche Goethes Farbenlehre, Didaktischer Teil, insbesondere den Unterschied von physiologischer, physischer und chemischer Farbe (Hesses Verlag, Bd. 41, S. 14) im Einzelnen vgl. Nr. 6, 137, 486.

Digitized by Google

riellen Zusammensetzung. Die Beleuchtungseffekte aber kümmern sich nicht um diese Struktur des Dinges, sie machen das Verschiedenste einfarbig; sie begraben nicht nur die eigentliche Farbe unter sich, ohne ihre Verschiedenheit wiederzugeben; sondern damit machen sie uns auch eine fördersame Wahrnehmung des Dinges an dieser Stelle unmöglich, solange es uns nicht gelingt, die eigentliche Farbe unter ihr hervorzuholen. Je ausgeprägter sie auftreten, desto mehr schwindet die Möglichkeit, das Ding in seiner Struktur im einzelnen wahrzunehmen. Sie verwischen alle Unterschiede, machen alles gleich.

Von dem Standpunkt, auf dem wir hier stehen, können wir nicht anders über die Beleuchtungseffekte urteilen. Wir haben aber schon gesehen, wie wichtig sie sind, damit überhaupt Dinge in ihrer räumlichen Gestalt — und hier ist unter räumlicher Gestalt jede Erhöhung, Vertiefung, jede Krümmung, Schweifung, jede Beule, Blase mit verstanden, — vor uns zu stehen kommen. Das verträgt sich aber wohl damit, daß sie, wenn sie diese Arbeit verrichtet haben, in der beobachtenden Wahrnehmung unliebsame Gäste sind. Wenn sie diese Arbeit verrichtet haben — sagt natürlich zu wenig, denn sie haben fortwährend die Aufgabe, die Gestalt des Dinges zu erhalten, weiter darzustellen. Aber diese Aufgabe vollziehen sie, ohne daß wir es sehen, ja so, daß wir es nur eben merken können, und es ist ihnen dann nicht immer möglich, zu verhüten, daß sie an den unrechten Ort kommen, daß sie gesehen werden, indem sie aus ihrem Untergrund, in welchem sie beschäftigt sind, hervortauchen. Dazu kommt noch, daß sie ungerufen eigentlich nicht kommen. Der naive Mensch hat sie nicht vor sich, er hält sie strenger an den Ort, wo sie hingehören; er bemerkt sie kaum, solange sie nicht im Übermaß auftreten. Für ihn sind es wirklich stumme Diener, die kein Geräusch verursachen. Nur der Mensch, der wie man sich ausdrückt, sehen lernt, der es sich zur Aufgabe macht, auf sie zu achten, oder zu dessen Kunst es gehört, daß er auf sie achtet, der hat

Digitized by Google

sie überall um sich und bemüht sich oft vergebens, sie wieder dahin zu bringen, wo ihre Stätte ist. Ihm erfüllt sich die feste Welt der Dinge mit diesen Lichtgebilden, die wie Gespenster in der wirklichen Welt erscheinen, ohne daß sie eine bleibende Stätte darin gewinnen.

Die eigentliche Farbe aber gehört näher zur Dingwelt. Es ist nicht zufällig, daß sie den Dingen anhaftet, stets mit ihnen geht; sondern das ist nur der Ausfluß ihrer Zugehörigkeit zum Ding. Im strengen Sinne ist sie nichts Dingliches, nichts vom Dinge; aber sie ist doch eng mit dem Dinge verbunden. Ihre Form befähigt sie, in die Gemeinschaft mit dem Dinge zu treten, daß sie als dessen Eigenschaft erscheint, als zum Ding gehörig. Sie ist da nicht bloß das Mittel, etwas sichtbar zu machen, anzudeuten, daß da etwas ist — das tun die Beleuchtungseffekte ja auch — sondern sie erscheint als etwas vom Dinge. Sie kann ihre Aufgabe nur erfüllen, indem ihr dieser Platz am Ding eingeräumt wird. Dadurch, daß das Ding sie aufnimmt, sie an sich nimmt, wird es wahrnehmbar, erhält es Gelegenheit, sein Inneres an der Oberfläche zu zeigen.

Für die andere Bemerkung, die wir an den Unterschied von anhaftender Farbe und den andern Lichtgebilden knüpfen wollten, sind wir nach der ganzen Anlage unserer Untersuchung schlecht vorbereitet. Wir haben da viel als selbstverständlich hingesetzt, was historisch nicht als selbstverständlich gegolten hat.

Wir meinen hier den Gegensatz von Ding und dem bloßen Phänomen, den Lichtgebilden, Glanz, Reflex, den Phänomenen der Entferntheit, den bläulichen Streifen, Massen, die die Entfernung anstatt von Dingen gibt.

Beschränken wir uns erst auf die Farbenwelt, so scheint es doch auf den ersten Blick seltsam, daß nicht alles, was Farbe ist, Dinge darstellt, daß wir ohne weiteres sagen können, die Farbenerscheinungen der Entferntheit, der Dämmerung geben überhaupt keine Dinge, die Lichtgebilde der Nähe schwirren nur zwischen den Dingen einher, sie haben nicht die Würde von Dingen. Es ist doch seltsam, daß die Wahr-

Digitized by Google

nehmung unter den Licht- und Farbenerscheinungen eine Auswahl trifft; die einen für unwesentlich erklärt, und sich auf die andern stützt. Daß sie oft gerade die auffälligsten und glänzendsten Lichterscheinungen als unbrauchbar für die Zwecke der Wahrnehmung erklärt und den durch diese Lichterscheinungen fast verdeckten, zerdrückten Farbenerscheinungen mehr Wert für die Zwecke der Wahrnehmung zumißt; daß sie immer nach der eigentlichen anhaftenden Farbe der Dinge sucht und nicht eher ruht, bis sie diese gefunden hat.

Was macht die Würde der anhaftenden Farbe aus? Ist es ihre Zugehörigkeit zum Ding? Aber wie kommen wir überhaupt zum Ding. Kann man nicht auch sagen, die Lichtgebilde, die Lichter, Schatten, das Bläuliche der Entfernung, Sonne, Mond, wie sie uns aussehen, sind Dinge, so gut wie Tische, Stühle. Kann man nicht sagen, nur die Erfahrung lehrt uns, daß Tische Stühle außer der Eigenschaft der Farbigkeit auch noch Starrheit, Härte besitzen, während die Erfahrung uns bezüglich der Lichtgebilde zu keinen andern Eigenschaften als zu Farbe und Licht kommen läßt — vielleicht nur deshalb, weil uns für die andern Eigenschaften, die sie möglicherweise haben, das Organ abgeht.

Oder — wenn wir uns auf die Dinge selbst beschränken. Wie kommt es, daß wir gewisse Erscheinungsarten des Dinges für zuverlässiger und richtiger halten als andere. Welchen Vorzug hat die Wahrnehmung, die in der Nähe uns das Haus mit scharfen Ecken gibt, von der Wahrnehmnng aus der Entfernung, die das Haus mit abgestumpften Ecken gibt. Hat das Haus nun scharfe oder abgestumpfte Ecken? Wenn das Ding von uns abrückt, ändert sich die Wahrnehmung des Dinges fortwährend, aus dem deutlich gegebenen Ding wird in unendlichen Zwischenstufen ein kleiner schwarzer Punkt. Welche Wahrnehmung ist nun die richtige? Kann man sagen, je mehr Bestimmtheiten eine Wahrnehmung über dasselbe gibt, desto besser ist sie, oder je größer sie den Gegenstand sehen läßt, desto zuverlässiger ist sie. Das letztere gewiß nicht, denn

Digitized by Google

ein schlecht eingestelltes Vergrößerungsglas vergrößert das Ding viele Male und gibt es doch nur ganz undeutlich. Aber auch das erste nicht, denn das, was sich an der Erscheinung des Dinges unterscheiden läßt, ist beide Male eine Unendlichkeit, bei der zu zählen anzufangen sich nicht lohnt.

Wenn wir uns dahin einigen, daß wir in dem, was wir sehen das eine Dinge nennen — dem gewöhnlichen Sprachgebrauch folgend — alles andere aber, was wir auch sehend zu einer gewissen Einheit zusammenfassen — die Lichtgebilde, wie Lichter, Schatten, Glanz, das Bläuliche der Entfernung, Sonne, Mond, so wie wir sie sehen, nicht wie sie sind — mit Phänomen bezeichnen, so kann man lange darüber streiten, ob die Dinge oder die Phänomene wirklicher sind, ob die Welt eine Dingwelt, oder eine Phänomenwelt ist, oder ob sie beides ist, ob das Ding die Hauptsache und der eigentliche Gegenstand der Wahrnehmung ist, oder ob dem Phänomen diese Rolle zukommt. Ob es Willkür und Zufall ist, wenn wir den Dingen die Hauptrolle zuschreiben oder ob eine Notwendigkeit dahintersteckt. Ob es eine bloße Tatsache ist, daß wir die Welt als Dingwelt, und nicht als Phänomenwelt hinstellen, oder ob es einen Rechtsgrund hierfür gibt. Ob wir mit Recht oder Unrecht den Phänomenen die Aschenbrödelrolle in der Welt zuschieben. Ob der Anspruch, mit dem die Dingwelt als einzig wirkliche Welt vor uns hintritt, nur auf unvordenkliche Verjährung sich stützt, oder ob ein Titel für diesen Anspruch vorhanden ist. Ob es Gewohnheit ist, daß wir die Welt als Dingwelt sehen, oder ob es richtig ist, daß wir sie so sehen.

Die Welt als Dingwelt aufgefaßt, läßt eine gewisse Gesetzmäßigkeit und Ordnung erkennen in ihrer Ruhe — Veränderung. Die Dinge wirken in einer Gesetzmäßigkeit aufeinander; die Phänomene sind schwer faßbar, verändern sich uns unter der Hand und wirken nicht aufeinander, aber warum soll das Wirkliche nicht schwer faßbar sein? Warum soll das Wirkliche aufeinander wirken müssen.

Digitized by Google

Die Phänomene sehen nicht fest, hart aus, aber warum soll das Feste, Harte gerade das Wirkliche sein. Die Phänomene zeigen keine feste Umgrenzung, aber warum soll das Wirkliche fest umgrenzt sein. Die Phänomene kommen und gehen, ohne eine Spur zu hinterlassen, aber warum soll das Wirkliche Spüren hinterlassen. Die Phänomene können wir nicht anfassen, nicht wiegen, aber warum soll das Wirkliche anfaßbar, wägbar sein.

Kurz, wir können diese Art Unterscheidungen des Innern von Phänomen und Ding und die Unterschiede, in denen sie wahrgenommen werden, soweit fortsetzen wie wir wollen, wir finden keinen Rechtsgrund dafür, daß die Dinge das Wirkliche sind. Wir finden nicht den Rechtsgrund dafür, daß gerade Tageslicht und Entfernung von einem Fuß uns die Welt so darstellt, wie sie ist. Warum sollte nicht Dämmerung und Entfernung von tausend Fuß uns die Welt richtiger darstellen. Wir finden nur immer eine andere und wieder andere Darstellung von anscheinend demselben, ohne daß wir den unendlichen Vorzug, den wir der einen Darstellung von der andern geben, begründen können. . . .

Wir haben gesehen, wie die Dingfarbe eine eigene Form hat, die sie von allen andern Farbenvariationen unterscheidet. Die Dingfarbe hat diese Form von selbst, die andern Farben lassen sich durch keine Bemühung in diese Form hineinpressen. Nur unter besonderen Umständen täuschen uns die andern Farben, indem sie in Dingfarbeform eingehen. Aber sie bleiben nicht lange darin; in anderer Stellung, bei Änderung der Beleuchtung werden wir bald gewahr, daß sich diese Farbenvariationen in die Löwenhaut genäht haben, ohne daß sie ihnen zukommt. In diese Form nun springt — wenn wir uns des Beispiels vom Mikroskop erinnern — Farbe plötzlich ein, wenn das Rohr die richtige Stellung erhält, wo wir deutlich sehen; aus dieser Form, springt Farbe heraus, wenn wir das Rad, das die Einstellung regelt, weiter drehen. Farbe ist immer da, auch etwa dieselbe Qualität, aber die Form ist nur

Digitized by Google

an einer Stelle da. Sie ist also das Feste, Starre. Die Farbe ist geformt oder ungeformt. Aber das »ungeformt« bedeutet hier wirklich Negation. Ungeformte Farbe entbehrt die Form, ohne daß etwas anderes an die Stelle tritt. Wo Farbe aber geformt ist, da ist sie es eben auf die eine Weise als anhaftende Farbe.

Zwar versuchen wir auch auf mannigfache Art, die ungeformte Farbe in eine Form zu bringen, wenn wir sie zum Gegenstand der Untersuchung machen. Aber diese Formen sind lose, sie werden nur wie ein weiter Mantel um die Farbe gelegt; oft versuchen wir sie in die Form der anhaftenden Farbe zu zwingen, aber eine eindeutige Formung läßt sie nicht zu. Doch darüber sprechen wir weiter unten noch.

Dadurch, daß die anhaftende Farbe fest in die ihr eigene Form eingeht, gewinnt sie eine eigenartige Stellung unter Farbe überhaupt. Die Form ist etwas Absolutes. An ihr läßt sich nichts deuteln, von ihr läßt sich nichts wegnehmen. Sie ist das schlechthin einfache, qualitätslose, durchsichtige. Die Qualität läßt sich nie von den Schlacken der Unbestimmtheit reinigen. Ihre Mannigfaltigkeit schließt in sich eine gewisse Unfaßbarkeit. Sie verleugnet nie ganz ihren Ursprung aus der Sinnlichkeit, dem Chaos. Die Form aber nimmt an dieser Mannigfaltigkeit nicht teil. Sie ist rein von allem Empirischen, Unbestimmten. Sie stammt aus einer andern Sphäre. Sie verändert sich nicht; in der Sphäre der Formen gibt es nicht wie in der Sphäre der Qualitäten Kontinuitäten, Reihen. Jede Form ist unüberbrückbar von jeder anderen getrennt. — Diese vagen Bestimmungen der Form müssen uns vorerst genügen.

Indem nun Farbe der Form teilhaftig wird, in eine Form gefaßt wird, nimmt sie Anteil an der Bestimmtheit der Form. Denn die Form sitzt nicht irgendwo in der Farbe, sie durchdringt sie. Damit daß Farbe in eine Form eingeht, sagt sie sich los von anderer Farbe, die dies nicht vermag, und gewinnt unter Farbe eine Sonderexistenz. Daher kommt es, daß wir nicht einen Knäuel, einen Klumpen von Farbe sehen, sondern

Digitized by Google

die anhaftende Farbe trennen von aller andern farbigen Qualität, die scheinbar als Schatten über ihr, als Licht an ihr sitzt. Wer diese Trennung wahrnimmt, der hat die Form der anhaftenden Farbe »gesehen« [1]).

Diese Form nun muß den Rechtsgrund dafür abgeben, daß wir die eine Wahrnehmung eine gute nennen alle andern aber schlechte. Und hier beginnt das Schwierigste. Wenn wir damit uns zufrieden geben könnten, daß Farbe dadurch, daß sie geformt wird, eine unmittelbare Klarheit und Faßlichkeit erhält, daß sie damit überhaupt erst ein Gegenstand für die Wahrnehmung wird; indem Farbe ohne diese Form der Wahrnehmung keinen rechten Widerstand zu leisten vermag, sondern vor ihr hierhin und dorthin flüchtet, während anhaftende Farbe den Blick zu ertragen vermag, — so wären wir am Ende. Dann hätten wir den Vorzug der einen Wahrnehmung vor der andern aufgewiesen. Aber wir hatten es auf Wirklichkeit abgesehen und dann wäre es doch möglich, daß Wirklichkeit gerade verfälscht wird, indem sie in feste Formen eingeht, daß die eigentliche Natur des Wirklichen jeder Form widerstrebt, daß das durch Form gezähmte nicht mehr echte Wirklichkeit wäre. Es wäre möglich, daß Wirklichkeit einfach nicht wahrgenommen werden könnte, daß die Wirklichkeit höher denn alle Wahrnehmung wäre.

Auf diese Frage hoffen wir im letzten Abschnitt dieser

---

1) In dieser Form der anhaftenden Farbe gründen gewisse Gesetzmäßigkeiten. Schatten kann über der anhaftenden Farbe liegen, aber die anhaftende Farbe nicht in derselben Art über dem Schatten. Der Schatten ist immer das »oberste«. Der Schatten ist für sich beweglich, die anhaftende Farbe ist unbeweglich ohne Ding. Die anhaftende Farbe gehört auf eigene Art zum Ding. Diese Gesetzmäßigkeiten entstammen keiner Erfahrung im gewöhnlichen Sinne; sie drücken die notwendigen und apriorischen Beziehungen aus, die in der Form der anhaftenden Farbe — und soweit Schatten in eine Form eingeht — der Form des Schattens gründen.

Digitized by Google

Arbeit, wenn auch keine Antwort, so doch den Anfang zu einer Antwort zu finden. Es scheint uns nämlich, um das hier vorweg zu nehmen, daß der Satz Hegels, der sich ähnlich wohl auch bei Plato finden läßt, daß das Wirkliche vernünftig sei, unter Ideen stehe und nur in sofern »etwas« sei, als es an den Ideen teilhabe und durch Ideen aufgefaßt werden könne, sich phänomenologisch bezeugen lasse. Die Ordnung der Farbe — und in dieser Ordnung nimmt die anhaftende Farbe einen hervorragenden Platz ein — stellt Dinge dar, und die Dinge wieder, die durch diese Ordnung dargestellt werden, sind nur dadurch Dinge, daß sie an den Ideen teilnehmen. Die Ideen erscheinen uns nur in und mit den Dingen. Indem also Farbe Dinge darstellt, bringt sie uns Ideen zur Erscheinung. An diesen Ideen findet die Ordnung der Farbe ihren letzten festen Halt. Damit, daß sie etwas vernünftiges darstellt, etwas das an den Ideen teil hat, tut sie sich vor allen andern, was Farbe ist, hervor und gewinnt eine eigene Würde.

Bevor wir an diese Frage herangehen, wollen wir die Abhängigkeit der Dingdarstellung von der Farbenordnung noch näher prüfen.

Kap. IV. Fortsetzung. Die Abhängigkeit des Dargestellten von der Ordnung des Darstellenden, aufgezeigt an der Illusion.

Ich sah neulich auf einem Hofe ein viereckiges, leicht gewölbtes, bräunliches Ding mit scharfen Kanten liegen. Ich sah es für eine Tonscherbe, etwa von einem Blumentopfe an. Oben, dicht an der Kante, lief eine kleine Vertiefung herum, wie man sie bei den gewöhnlichen Blumentöpfen findet. Ich sah es ganz deutlich, da ich mich darüber beugte, um es mir näher anzusehen. Ich sah nicht nur die Farbe, sondern auf eigene Art auch die Härte des gebrannten Tones, die Glasur, die über den Ton sich legte und noch viele andere Bestimmt-

Digitized by Google

heiten, die dem Ton eigen sind. Mein Blick wanderte nun an der linken Kante entlang nach unten. Als ich die Kante überschaute, kam sie mir sonderbar vor; sie hatte nicht den brüchigen Rand, den man bei Ton findet, sie schien glatt geschnitten. Aber ich sah ja deutlich, daß es Ton war.

Mein Blick wanderte weiter; unten war der Ton gekrümmt, er hatte sich vollständig verbogen.

Aber so kann sich Ton ja nicht biegen!

Ja, ich hatte mich vollständig versehen, es war ein Stück Speckschwarte, was dalag, für die Hühner hingeworfen. Jetzt sah ich ebenso deutlich, wie vorher die Tonscherbe, die Speckschwarte. Die Glasur verwandelte sich in Fettglanz, die Härte in Elastizität; an die Stelle der festen Tonmasse trat die von Poren durchzogene Masse einer Schwarte. Die Kanten waren geschnitten, nicht gebrochen. Die ringförmige Vertiefung an der oberen Kante wurde zum Abdruck des Bindfadens, mit dem man einen Schinken vielfach umwindet, um ihn besser aufhängen zu können.

Während die Tonscherbe ein natürliches Oben und Unten gehabt hatte, verschwand dieser Unterschied, denn ein Oben und Unten hatte hier keinen Sinn; nur das »Außen« blieb, indem ich sowohl beim Ton wie bei der Schwarte die äußere Seite sah.

Die ganze Umwandlung geschah von unten her mit einem Ruck, wie wenn eine Umschaltung erfolgt wäre. Nun ist sicher, im zeitlichen Verlauf stehen uns hier an derselben Stelle zwei verschiedene Gegenstände gegenüber, die sich uns einfach aufzwingen. Wir können sie nicht wegschaffen. Sie stehen da, ob wir wollen oder nicht. Wodurch die Umwandlung erfolgt, lassen wir offen. Eine kleine Änderung in der Anschauung, ein Bemerken irgend einer Sonderbarkeit genügt scheinbar, um das Ganze plötzlich als einen andern Gegenstand zu sehen.

Wie ist es nun aber mit dem »Folgen« der Gegenstände? Folgen sie sich wirklich so, wie zwei Gegenstände, die nichts

Digitized by Google

mit einander zu tun haben, etwa dieselbe Raumstelle einnehmen im zeitlichen Verlauf?

Nein, denn wir beobachten direkt eine Umwandlung. Nun haben die beiden Gegenstände nichts mit einander gemeinsam. Wir behalten bei der Speckschwarte kein Stückchen von der Tonscherbe; beide sind total verschieden ihrem Wesen nach. Selbst die Farbe wird eine andere. Es findet auch kein kontinuierlicher Übergang von dem einen zu dem andern statt. Das wäre widersinnig. Was für einen Sinn hat denn hier Umwandlung. Wir täuschen uns doch nicht in ihr. Aber wenn die Gegenstände total verschieden sind, was soll Umwandlung denn heißen.

Es muß dann doch wohl etwas anderes außer den Gegenständen noch da sein, das bei allen Umwandlungen sich erhält und die Grundlage der Umwandlung ist.

Was soll dies sein? Können wir es zu Gesicht bringen oder müssen wir uns mit diesem: es muß da sein; begnügen? Was meinen wir denn damit, wenn wir sagen, das, was eben als Tonscherbe erschienen sei, stelle sich jetzt als Speckschwarte heraus. Dies »das, was« soll doch eine Identität ausdrücken. Sollte es dasselbe sein, was wir als Grundlage der Umwandlung suchten?

Nach dieser Betrachtung richten sich einige Verlegenheitsantworten selbst. Man könnte nämlich sagen, der Raum, in dem das Ding stände, bliebe ja derselbe. Es ist klar, daß wir mit der Grundlage jener Umwandlung, mit dem, was sich jetzt so, jetzt so darstellt, nicht den Raum meinen. Man könnte ferner die Gestalt als das sich gleich bleibende einführen wollen. Aber erstens verändert sich die Gestalt mit dem Gegenstande. Die Zacken gewinnen je nach dem Gegenstande, den man sieht, eine andere Bedeutung. Die Gestalt des zerbrochenen Tons wird anders gesehen, wie die Gestalt der geschnittenen Schwarte. Und dann meinen wir auch sicher nicht, daß die Gestalt jene Grundlage sei.

Wir können die Dinge, Tonscherbe — Speckschwarte zer-

Digitized by Google

gliedern, soweit wir wollen; wir können alle Eigenschaften der Dinge aufzählen, Härte, Schwere, Elastizität, Sprödigkeit; wir können die Weise, in der sich die beiden Dinge darstellen, die Farben, Reflexe, Flämmchen, den Glanz, die Gestalt dazu nehmen, wir können den Raum, den die Dinge einnehmen, mit einbeziehen, und doch finden wir in all diesem nicht das, was wir suchen — das Identische in der Umwandlung, — das, was sich jetzt als Tonscherbe, jetzt als Speckschwarte vor uns hinstellt oder vielmehr, das, was jetzt eine Tonscherbe, jetzt eine Speckschwarte vor uns hinstellt, das Identische in beiden.

Und wir können von vornherein sagen, daß wir es auf diesem Wege nicht finden können: denn alles, was uns bei dieser Betrachtungsweise gegenständlich ist, bezieht sich eng auf das Ding Tonscherbe — auf das Ding Speckschwarte. Und diese beiden Dinge sind zwei verschiedene Dinge, die in nichts Identisches aufweisen. Zwar haben sie Ähnlichkeit, teilweise Gleichheit mit einander. Aber das hilft uns nicht weiter. Denn Ähnlichkeit ist etwas ganz anderes, wie Identität. Und diese Identität, daran müssen wir festhalten, haben wir gesehen. Wir haben gesehen, wie das, was zuerst als Tonscherbe gegenständlich war, jetzt als Speckschwarte erscheint. Es handelt sich nur noch um eine eingehende Erörterung, um eine treffende Fixierung dieses »das, was«.

Und hier erinnern wir uns des Unterschiedes zwischen Darstellendem und Dargestelltem. Das Dargestellte ist hier total verschieden; in sich selbst weist es nichts auf, wodurch wir von dem einen zu dem andern kommen könnten. Aber das Darstellende müssen wir näher darauf ansehen, wie es die Umwandlung ermöglicht.

Und da scheint es mir nun, wenn wir die Ordnung, die wir in dem Darstellenden finden und die Formen wegnehmen könnten, oder wenn wir von diesen absehen, daß dann etwas übrig bleibt, was — form- und ordnungslos — identisch ist in den beiden Gestaltungen, die es annehmen kann. Es scheint

Digitized by Google

mir, als ob die Verschiedenheit der Form und der Ordnung, in die dieselbe »Materie« — Farbe — eingeht, die Verschiedenheit des Gegenstandes zur Folge habe. Wenn wir die »Materie« hier als das Identische bezeichnen, so ist damit Identität in einem besonderen Sinne gemeint. Es ist natürlich nicht Dingidentität oder sonstwie Gegenstandsidentität, als welche Identität des durch geformte geordnete Materie Dargestellten ist. Positiv aber das Wesen dieser Identität, die wir vor uns gehabt haben, darzulegen, ist nicht leicht. Vielleicht wird ihr Wesen im Fortgange der Untersuchung deutlicher werden.

Die Frage ist nun, wie wir das, was uns richtig zu sein scheint, näher ausmachen können. Es wäre erwünscht, wenn uns das, was Dinge darstellt, den Gefallen täte, daß es uns bald als bloße formlose Materie erschiene, bald in Form und Ordnung Dinge darstellte. Wenn das von der Art, wie wir die Dinge betrachten, abhinge, könnten wir uns einmal auf die Materie einstellen und dann mit der Umwandlung der Einstellung zugleich erfahren, wie sich diese Materie mit Form durchzieht, etwa analog wie ein Luftballon, aufgeblasen, seine Form annimmt, wie das erstarrende Formen annimmt und was man sonst für Gleichnisse heranziehen mag. So einfach ist leider die Sache nicht. Das Darstellende läßt sich in dieser Weise nicht auflösen.

Und doch haben wir eine gewisse Vorstellung vom Formlosen, vom Chaos.

Zwar scheint es mir kein Gebiet von Gegenständlichem zu geben, wo das reine Chaos erschiene; aber doch sind nicht alle Gegenständlichkeiten so mit Form durchtränkt wie das, was Dinge darstellt. Sehen wir von den Körpergefühlen, wie Hunger, Müdigkeit, Ermattung ab, weil sie etwas ferner liegen, — obwohl sie in gewissem Sinne wohl formlos genannt werden können, — so müssen wir uns den Erscheinungen der Außenwelt zuwenden, wo die deutlichen Unterscheidungen verschwinden. Das Dunkel der Nacht, die Trübheit des Entfernten kann uns hier einen gewissen Anhalt geben für das, was wir

Digitized by Google

suchen. Selbst die pechschwarze Nacht ist nicht formlos, aber die Form ist hier lose verbunden mit dem, was die Form hat. Wir merken hier, wie es uns nicht gelingt, — lassen wir den Ausdruck vorläufig zu — zu formen. Es stellt keine Fläche dar, was wir hier sehen und auch nicht richtig Raumhaftes. Bald suchen wir es in diese Form, bald in jene Form zu zwingen. Es ist in sich gestaltlos und doch nicht ohne Unterschiede. Dann gelingt es uns einen Augenblick, hier ein flimmerndes, graues Wölkchen festzuhalten, im nächsten Augenblick ist es aufgelöst. Es ist nicht wolkig, nicht fest, nicht flüssig, was wir sehen, aber bald nähert es sich dieser, bald jener Form.

Aber warum lassen wir das was wir hier sehen, nicht so, wie es ist? Warum muß es durchaus etwas Festes, Flüssiges oder Wolkiges, Raumhaftes oder Flächenhaftes darstellen, warum kann es nicht etwas besonderes sein. Als ob das an uns läge oder an dem Versuche, die Phänomene zu beschreiben!

Das Ding in deutlicher Stellung steht vor uns, ohne daß wir daran drehen oder deuteln können, durchaus eindeutig. Es zwingt sich uns so auf, wir können es nicht anders sehen. Die schwarze Nacht aber verändert sich unter unsern Blicken. Sie gibt sich bald so, bald so, ohne sich auf eine Daseinsweise festzulegen. Es ist nicht so, daß wir das, was wir sehen, schwer beschreiben können; das könnte seinen Grund darin haben, daß die uns geläufigen Begriffe nicht recht zu diesem Gegenstande passen, sondern es ist so, daß wir ihn nicht ordentlich wahrnehmen können. Wir können ein Ding, irgend eine besondere Eigenschaft des Dinges vollkommen erfaßt haben, ohne daß uns das zugehörige Wort einfallen will. Das kommt hier garnicht in Betracht; denn es fehlt an der Vorbedingung, wir können die Nacht nicht fassen, nicht wahrnehmen wie das Ding. Das, was wir wahrnehmen, straft das, was wir soeben wahrgenommen haben, fortwährend Lügen. Dies kommt auch nicht daher, daß der Gegenstand sich stetig verändert, denn wir können hier kaum unterscheiden, ob eine

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Änderung des Gegenstandes vorliegt, oder ob eine Änderung der Form, oder wie man eher verstehen wird, — der Auffassung vorliegt.

Hier haben wir also etwas dem, was wir bei der Umwandlung der Dinge als das Identische, Formlose suchten, Ähnliches, aber in viel deutlicherer Weise. Wir sehen hier, daß die Identität, von der man hier allein sprechen kann, nicht die Identität des Dinges ist, das sich in der Veränderung als identisches behauptet. Die Nacht, wenn wir so die Dunkelheit nennen, hat nicht in diesem Sinne Identität. Es ist nicht in demselben Sinne dieselbe Nacht im zeitlichen Fortgang wie ein Ding im zeitlichen Fortgang dasselbe ist. Ein Ding geht unter, wird zerstört, die Nacht weicht. Sie kommt von nirgends und sie geht nirgendwo hin. Ihre Dauer ist etwas anderes als Dingdauer.

Es scheint uns nun, als ob das Identische in der Umwandlung, soweit die Umwandlung das Darstellende, hier also »Farbe« trifft, wohl zu vergleichen ist mit dem Formlosen, als das wir das Dunkel, die Farbe des Entfernten, die Dämmerung, das Augenschwarz uns vorstellen. Freilich sind ja auch diese Phänomene nicht ohne jede Form. Mindestens sind sie gegenständlich und schon darin liegt eine Form. Aber sie sind nicht mit Form gesättigt, wie das, was Dinge darstellt. Sie sind unbestimmt im Anfang, wo wir uns ihnen zuwenden, sie bleiben unbestimmt, wie lange wir uns auch ihnen zuwenden mögen. Die Farbe, die Dinge darstellt, scheint mir nun im Anfang der Wahrnehmung, wo noch kein Ding in klarer Bestimmtheit durch sie dargestellt wird, — wir erinnern hier an die Überlegung, wie jede Wahrnehmung im Anfang etwas Unbestimmtes hat — in ähnlicher Weise chaotisch zu sein, wie das Augenschwarz, die Dunkelheit. Aber sie vermag sich zu entwickeln. sich zu gliedern, in Formen und in eine Ordnung einzugehen. Das können jene Phänomene nicht. Diese Formen und diese Ordnung aber sind nicht untrennbar mit der Farbe, die Dinge darstellt, verbunden, sondern sie kommen von irgendwo her

Digitized by Google

zu ihnen. Die farbigen Phänomene selbst haben nur eine gewisse Rezeptivität für die Formen, vermöge derer eine Form, eine Stelle in der Ordnung besser auf sie paßt, als eine andere. Damit ist aber nicht ausgeschlossen, daß sie sich gelegentlich in eine andere Form, in eine andere Stelle der Ordnung verirren. Und dies erklärt die Illusion.

So mögen wir bei der Illusion, die uns eine Tonscherbe für eine Speckschwarte vorstellt, Farbe, die Schatten oder Reflex war, als anhaftende Farbe gesehen haben, und dadurch in eine verkehrte Bahn bezüglich der Auffassung des ganzen Gegenstandes gelenkt sein.

Natürlich ist damit nicht das ganze Phänomen der Illusion erklärt; aber es ist ein Anfang damit gemacht. Wir wollen jetzt hierin fortfahren und aufweisen, wie die Ordnung und Form der Farbe das, was sich darin als Gegenstand darstellt, beeinflußt. Wir nehmen zu diesem Zweck zu unserm Beispiel von der Illusion noch zwei ähnliche Beispiele hinzu, von denen aus eine genauere Aufklärung der bis jetzt behandelten Illusion möglich ist.

Jedem, dem die Wäscherin das weiße Taschentuch mit Rostflecken versehen zurückbringt, passiert es wohl gelegentlich, daß er das Taschentuch aus der Tasche zieht und plötzlich erschrickt, wenn er das Tuch ansieht. Es sind frische, noch flüssige Blutstropfen darin. Man sieht genauer hin und man entdeckt, es ist nur ein Rostfleck. Man hat aber wenigstens einen Augenblick lang frische Blutstropfen gesehen, Blutstropfen, ein wenig erhaben mit den weißen Lichterchen, die für jede Flüssigkeit charakteristisch sind. Diese Lichterchen wird der naive Mensch kaum bemerkt, aber doch empfunden haben, während der Künstler sie auch gewissermaßen gesehen hat. Die Bluttropfen verwandeln sich nun, indem man länger hinsieht, in gelblich rötliche Rostflecke, durch die weiße Fäden des Leinens hindurchschimmern, über die sich solche von der Seite legen.

Wir wählen dies Beispiel mit Absicht. Es ist allerdings

Digitized by Google

insofern ungünstig, als die Täuschung meist sofort entdeckt wird und, auch wenn man es will, nicht lange aufrecht erhalten werden kann. Es gibt aber Fälle, wo die Täuschung sich länger aufrecht erhält, wo wir je nach der Einstellung bald dies bald das sehen können. Günstig erscheint uns aber das Beispiel deshalb, weil — wegen der Verwunderung oder wegen des Schrecks über den Blutstropfen — diese Art Täuschung am meisten bemerkt wird und wohl den meisten Lesern eine solche Täuschung in der Erinnerung sein wird.

Bevor wir an die Deutung dieser Täuschung gehen, nehmen wir noch ein zweites ähnliches Beispiel.

Auf dem weißen Papier sehen wir an einer Stelle einen gewölbten tiefschwarzen flüssigen Tintentropfen. Wir sehen die eigentümlichen Lichter, die am Rande und auf der Mitte dieses Tropfens sitzen. Wir blicken länger hin und vor unsern Augen verwandelt sich der Tintenfleck in einen tiefschwarzen Schatten, durch den da, wo das Papier eine kleine Unebenheit zeigt, die Weiße des Papiers hindurchschimmert. Wir sehen den Schatten auf dem hellen Papier. Wir können uns jetzt auch wieder in die erste Einstellung zurückversetzen und statt des Schattens auf dem weißen Papier den gewölbten schwarzen Tintentropfen sehen. Und indem wir dies tun, werden wir uns der Abhängigkeit bewußt, die zwischen der Ordnung in der »Farbe« in Beziehung zu unserm Bewußtsein tritt, einerseits und dem Gegenstand, der durch diese Farbenordnung dargestellt wird, andererseits besteht. Die Änderung der Farbenordnung hat Änderung des dargestellten Gegenstandes als unmittelbare Folge. Und zugleich werden wir dessen bewußt, daß in diesem Fall »Farbe« als ungeformtes, ungeordnetes identisch sich erhält, daß nur die Ordnung, die Form von Farbe wechselt. Wir bemerken, wie das »weiß« das eine Mal als anhaftende Farbe des Papiers »geformt« wird, das »schwarz« als Schatten und wie dasselbe weiß das andere Mal als ein Lichtchen, das auf dem Tropfen liegt, empfunden wird und zugleich das schwarz sich in eine Art anhaftende Farbe des

Digitized by Google

Tropfens verwandelt. Zugleich können wir noch merken, daß die eine Form sich besser der Materie anschmiegt als die andere, daß sie die naturgemäße Form ist, während die andere mehr gekünstelt erscheint, auch wenn wir zu ihr übergehen können.

Wenn wir Beleuchtungsfarbe in der Form der anhaftenden Farbe sehen und wenn das umgekehrte der Fall ist, so sehen wir nicht nur die Farben falsch, aber den Gegenstand richtig, sondern damit ist der Grund gelegt zu den weitestgehenden Täuschungen über den Gegenstand selbst. Eine verschiedene Lagerung der Farben, eine unrichtige Formung der Farben gibt Anlaß zu weiteren falschen Wahrnehmungen bezüglich des Gegenstandes. Eine falsche Formung zieht weitere falsche Formungen nach sich, daß schließlich der Gegenstand als ein anderer, wie er eigentlich ist, vor uns steht. Die Folge dieser falschen Formung der Farbe ist also nicht nur, daß wir das Ding in einer ihm nicht zukommenden Farbe sehen, sondern wir sehen ein total anderes Ding, wie wir eigentlich sehen sollten. Daraus erfolgt weiter, daß gerade das Vorhandensein von Schattenform und Farbeform die Voraussetzung für diese Art Wahrnehmungstäuschung ist. Wir können nicht anhaftende Farbe mit anhaftender Farbe, Schatten mit Schatten verwechseln. Rot kann uns nicht als Grün erscheinen, schwarzer Schatten nicht als gelber Schatten.

Also zweierlei sehen wir hieran, erstens, daß es eine Ordnung gibt, in der »Farbe« in Beziehung zum Bewußtsein tritt und zum andern, daß von der Ordnung das, was durch Farbe dargestellt wird, abhängig ist.

Wir dürfen hier nicht unerwähnt lassen, daß diese Abhängigkeiten von uns hiermit nicht vollständig klargestellt sind. Dazu müßte man im einzelnen zeigen, wie Farbe Raum und Gestalten im Raum, und wie die Gestalt wieder Eigenschaften des Dinges darstellt, teils durch das Mittel der Bewegung gegen sich selbst, teils unmittelbar, wie wir im ersten Abschnitt solche Beziehungen roh umrissen haben. Eine solche vollständige

Digitized by Google

Untersuchung haben wir uns hier nicht als Ziel gesetzt. Wir zweifeln aber nicht, daß sie durchführbar und am Ende auch nicht so sehr schwierig sein wird. Eine weitere Beziehung zwischen Farbe und Raum liegt ziemlich offen zu Tage. Die Beziehung zwischen anhaftender Farbe und Fläche. Eine Fläche als bestimmte Raumfläche kann nur die Variation anhaftende Fläche, aber keine andere Variation von Farbe darstellen. Das Augenschwarz, das nächtliche Dunkel, die trübe Farbe der Entfernung stellen keine Flächen dar und können es auch nicht. Farbe muß in die Form der anhaftenden Farbe eingehen, dann stellt sie notwendig Fläche dar. Dann scheint weiter eine Verbindung zwischen anhaftender Farbe und dem Phänomen der Durchsichtigkeit zu bestehen. Ohne durchsichtiges kann sich anhaftende Farbe nicht konstituieren und Raumfläche darstellen. Anhaftende Farbe ist notwendig von uns durch einen Zwischenraum getrennt. Das nächtliche Dunkel, das Augenschwarz aber umspült uns, liegt direkt auf uns.

Solange man aber diese Beziehungen nicht im einzelnen aufgeklärt hat, kann man von der Illusion, in der uns eine Tonscherbe für eine Speckschwarte sich darstellt, auch keine erschöpfende Erklärung geben. Denn offenbar ist hier die Gestalt im einzelnen, die Struktur durch Farbe verschieden dargestellt und damit auch die innere Wesenheit des Gegenstandes Tonscherbe-Speckschwarte.

Kap. V. Fortsetzung.

Die Farbenordnung ist Ordnung der Darstellung oder auch der Wahrnehmung. Vom Ding aus gesehen ist es Ordnung der Darstellung, von uns aus gesehen ist es Ordnung der Wahrnehmung. Die Wahrnehmung ist nicht etwas einfaches, sondern sie ist von sehr komplizierter Struktur. Wenn wir jetzt die Untersuchung etwas konkreter gestalten, so können wir sagen: Das Wesen, welches diesen polierten Schrank durch Farbe wahrnehmen will, muß den Blick einer Stelle zuwenden,

Digitized by Google

wo sich nicht gerade die Fenster spiegeln. Dort ist der Glanz so stark, daß die eigentliche Farbe des Schrankes vollständig unterdrückt wird und die Maserung des Holzes kaum erkennbar ist. Wenn es sich nun einer Stelle in günstiger Beleuchtung zuwendet, so wird es die anhaftende Farbe des Schrankes sehen und die Beleuchtungseffekte bloß empfinden. Jedenfalls wird dann die Wahrnehmung die beste sein. Dies gehört also mit zur Wahrnehmung, daß die anhaftende Farbe dem Bewußtsein gegenüber eine andere Stellung einnimmt, als die Beleuchtungsfarbe. Darin spricht sich eine Gesetzmäßigkeit, eine Ordnung aus.

Weiter müssen dann die Reflexe, Lichter, die sich nicht untertauchen lassen, die gegenständlich bleiben ähnlich wie die anhaftende Farbe, von der anhaftenden Farbe getrennt sein. Diese Trennung beruht auf der Form der anhaftenden Farbe. Die so getrennten Lichter müssen ferner durchstrichen sein, in ihrer Beziehungslosigkeit zum Ding, als nicht hineingehörig in die Dingwelt dastehen. Dies Durchstrichensein ist etwas aufweisbares, z. B. wenn man sagt, das »blendet«, ist man für gewöhnlich im Begriff, zu durchstreichen. Oft gelingt es einem, das »blendende« wegzuschaffen, um es herum, durch es hindurch zu sehen, es zurückzuschieben; sonst verändert man seinen Standpunkt so lange, bis es nicht mehr blendet.

Genau so ist es bei der Anschauung eines gemalten oder photographierten Gegenstandes, wenn wir hier den Bildgegenstand beobachten wollen. Wir haben schon öfter erwähnt, daß die ästhetische Anschauung eigener Art ist; von ihr sehen wir hier vollkommen ab. Wir nehmen also, um sicher alles ästhetische auszuschließen, die Einstellung, mit der der Forscher etwa Photographien von Himmelskörpern, von Mikroorganismen betrachtet. Dann unterscheiden wir auch bei dem photographierten Gegenstand anhaftende Farbe und Beleuchtungseffekt. Auch hier muß der Beleuchtungseffekt eine andere Stellung dem Bewußtsein gegenüber einnehmen, als die an-

Digitized by Google

haftende Farbe, auch hier werden gewisse Lichtgebilde durchstrichen.

Wenn nun ein Wesen Farbe in dieser Ordnung hat, dann sieht es Gegenstände, Dinge und solange es Farbe nicht in dieser Ordnung hat, sieht es keine Dinge, sondern hat nur irgendwie Farbe. Das ist ein apriorischer Satz.

Nun haben wir die Ordnung bis jetzt nach zwei Richtungen untersucht, Ordnung in der Stellung zum Bewußtsein und die Form, die das in dieser Stellung befindliche hat. Beide müssen wohl unterschieden werden. Die letztere — Schattenform, Form der anhaftenden Farbe — ist etwas der Farbe eigenes und zwar der Farbe, die gegenübersteht. Und wie diese Farbe kein Teil meines Bewußtseins ist, sondern Gegenstand des Bewußtseins ist, so ist auch die Farbenform Gegenstand, Objekt des Bewußtseins. Wenn wir also gesehen haben, daß »dieselbe Farbe« oft mehreren Formen zugänglich ist, indem wir sie z. B. entweder als Schatten mit durchleuchtender anhaftender Farbe oder als dunklere anhaftende Farbe ohne Schatten sehen, so ist es doch grundverkehrt, deswegen anzunehmen, daß das Bewußtsein die Form aus ihrem eigenen Inhalt irgend wie an die Farbe heranbringe, diese Formen aus sich selbst schöpfe. Sondern die Form ist Objekt für das Bewußtsein — etwas dem Bewußtsein gegenüberstehendes. Aber wohl mag Bewußtsein die Form und das, was in diese Form eingeht, auf verschiedenen Wegen empfangen und erst in der Wahrnehmung selbst verknüpfen. Wir haben schon viel gefunden, was hierfür spricht.

Zuerst dauert es eine gewisse Zeit, bis Farbe geformt vor uns steht und ein Ding darstellt. Es dauert länger bei behinderter Wahrnehmung, es vollzieht sich sehr schnell bei unbehinderter Wahrnehmung, aber es vergeht immer eine Zeit darüber. Und während dieser Zeit scheint sich die Verknüpfung von Farbenform und Farbenmaterie zu vollziehen. Zuweilen wird beides verkehrt verknüpft, wie wir erörtert haben an der Illusion. Auch darin tritt dies Verknüpfen zu Tage. Nicht

Digitized by Google

nur, daß es sonst rätselhaft wäre, wie eine Formenumwandlung sich vollziehen sollte, sondern die Verknüpfung tritt zu Tage, man merkt sie. Freilich ist es nicht so, daß man in der einen Hand die Materie in der andern die Formen hätte und diese jetzt durcheinander schüttelte. Denn für gewöhnlich vollzieht sich die Verknüpfung unmerkbar, nur in den Fällen der Illusion, der behinderten Wahrnehmung zeigt sich das, was man als Verknüpfung bezeichnen darf.

Weiter ist zu bemerken, daß die Materie als Materie eine gewisse Empfänglichkeit für eine Form hat, daß eine Form auf die Materie paßt, während die anderen Formen ihm schlecht sitzen. Wir merken dies unmittelbar, wenn wir darauf achten, wie es uns oft Mühe kostet, statt eines Schatten dunklere Färbung, statt eines Bildgegenstandes Kleckse oder anstelle von Klecksen einen Bildgegenstand zu sehen. Es scheint dann so, als ob die verkehrte Form nicht vollständig das Material erschöpft, durchdringt. So merken wir oft eine eigentümliche Leere, ein Manko, wenn wir statt eines Schattens dunklere Färbung sehen; uns fehlen dann die Lichtreflexe, Beleuchtungseffekte, die dem Gegenstand eine eigentümliche Nüance geben; der Gegenstand steht ohne sie eigenartig steif vor uns.

Es sind ferner nur Ausnahmefälle, wo wir Farbe in verkehrter Form sehen.

Wir meinen hiermit also, daß Farbe als bloßes Material schon von selbst an den Platz im Bewußtsein und in die Form, die ihm zukommt, rückt. Es liegt in der Eigenart gewisser Beleuchtungseffekte, daß sie in der Wahrnehmung des Dinges so nahe an das Bewußtsein rücken, daß sie »empfunden« werden, und von dort aus den Gegenstand mit darstellen; es liegt in der Eigenart anderer Beleuchtungseffekte, daß sie sich durchstreichen lassen, es liegt in der Eigenart der anhaftenden Farbe, daß sie dem Bewußtsein gegenständlich ist und in feste Form eingeht, es liegt in der Eigenart des Schattens, daß er sich von der anhaftenden Farbe abhebt und diese durch-

Digitized by Google

schimmern läßt, daß er selbst für das Bewußtsein in den Hintergrund tritt[1]).

Bei dem Bilde ist es ebenso. Auch hier muß ein Teil der Farbe empfunden, ein Teil durchstrichen, ein Teil als anhaftende Farbe geformt gesehen werden. Auch hier muß man den Schatten von der anhaftenden Farbe getrennt sehen. Dabei kann nun aber der Maler die besondere Rezeptivität, die die Farbe, welche Gegenstände darstellt, für die eine oder andere Form hat, die Eigenart, wodurch sie befähigt wird, empfunden zu werden oder gegenständlich zu sein, nur unvollkommen mit

1) Von hier aus ist es noch ein Schritt rückwärts, dann kommt man an das Problem, wie Farbe überhaupt erst zum Bewußtsein in Beziehung tritt, wo sozusagen ihr Geburtsort ist. Hieran knüpft sich dann die weitere Frage, ob Farbe etwas subjektives ist; ob es Sinn hat, von Farbe zu reden, die in keiner Weise Gegenstand eines Bewußtseins ist. Es ist kein Widerspruch, wenn man sagt, Farbe sei Objekt für das Bewußtsein und doch im letzten Grunde subjektiv. Allerdings muß man dabei die Vieldeutigkeit des Wortes subjektiv im Auge behalten. Faßt man subjektiv als realen Inhalt, Teil des Bewußtseins, des Ich, so kann gegenständliche Farbe und auch schon empfundene Farbe, nicht realer Inhalt des Bewußtseins sein. Und doch wird die Vorstellung, Farbe sei im letzten Sinne etwas aus dem ich herausprojiziertes und stets von diesem Ich gehaltenes und erhaltenes, ihre Berechtigung haben. Aber die Fäden des Zusammenhangs hier zu finden, dürfte nicht leicht sein —. Dagegen läßt sich die Form sicher nicht in dieser Art weiter in dem Bewußtsein, in engerer Verbindung mit dem Bewußtsein suchen. Sie ist schlechthin Objekt und es hat keinen Sinn, sie in irgend einer Weise als Inhalt des Bewußtseins zu denken. Bezüglich der Farbenmaterie gibt aber der Umstand, daß selbst anhaftende Farbe — man erinnere sich an das anhaftende Weiß des Papiers im Beispiel betreffend die Illusion Tintenfropfen-Schatten — in der Art empfundener Farbe zum Bewußtsein in Beziehung treten kann, begründeten Anlaß, den Geburtsort der Farbe im Bewußtsein selbst aufzusuchen. Dabei fragt es sich allerdings gleich, was dies denn heißt. Empfundene Farbe ist nicht Inhalt des Bewußtseins, sie ist vom Bewußtsein empfunden. Aber es mag noch innigere Verknüpfungen zwischen Farbe und Bewußtsein geben — Verknüpfungen von einer Innigkeit, daß man ein Recht hat zu sagen, Farbe sei im Bewußtsein.

Digitized by Google

malen. Er ist daher teilweise auf unsern guten Willen angewiesen, daß wir die Farbenflecke in die Formen hineinzwingen, die sie haben müssen, um Gegenstände darzustellen. Wenn wir zum ersten Male, etwa als Kinder, Bilder betrachten, ist es in der Tat so, daß wir die Farbenflecke erst in die ihnen vom Maler zugedachte Stellung hineinzwingen müssen. Sonst sehen wir nur die Ölfarbenflecke. Bei manchen Bildern kostet es auch dem, der schon viele Bilder gesehen hat, noch Mühe, die Farbenflecke in die ihnen vom Maler zugedachte Stellung zum Bewußtsein, in die ihnen zugedachte Form zu bringen, so etwa bei den Freilichtgemälden der alten oder der neuen Meister.

Für gewöhnlich allerdings merkt der, der Bilder oft betrachtet, nicht, daß er erst — und zwar auf andere Art wie bei den Gegenständen der Außenwelt — eine gewisse Arbeit verrichten muß, um das Bild als Bild zu sehen. Dies erklärt sich dadurch, daß auch diese Bildbetrachtung mit der Zeit sich immer müheloser vollzieht unter dem Einfluß der Übung. Trotzdem bleiben immer Unterschiede zwischen dem Bildgegenstand und dem wirklichen Gegenstand. Wir wollen hier nur an eins erinnern. Den Vollschatten, der auf einem wirklichen Gegenstand liegt, kann ich als Schatten sehen; dann sehe ich wenig von dem, was unter dem Schatten liegt. Ich kann aber auch durch das Dunkel des Schattens hindurchdringen und den Gegenstand, wie er unter dem Schatten liegt, in seiner Farbe und in seiner Struktur wahrnehmen. Bei einem Bilde ist oft die zweite Einstellung nicht möglich. Hier darf man dann nur in der ersten Einstellung herangehen. Ich sehe hier z. B. eine Photographie von einem Jugendbildnis Rembrandts. Die Nase wirft einen tiefen Schatten auf die Mundpartie, ebenso sind die Lippen tief im Schatten. Will ich nun durch diesen Schatten hindurchsehen, so wird das Bild zu einer Karrikatur. Ich sehe nur Kleckse, die kein Durchsehen gestatten. Das Bild darf nicht von dieser Stelle aus in dieser Einstellung betrachtet werden, wenn man es als Bild sehen will. Bei einem wirk-

Digitized by Google

lichen Menschen aber würde ich durch diese Schatten hindurch die Haut und ihre Struktur, die Fältchen der Lippe, den Absatz der Nase von der Wange und von der Lippe wohl sehen können, wie man sich leicht überzeugen kann. Dasselbe gilt von den Reflexen, Lichtern; auch sie verlieren — gemalt — etwas von jener Umwandlungsfähigkeit, die sie in der Darstellung der wirklichen Welt haben.

Die Unterschiede der Farbevariationen, den Unterschied von Farbe als Schatten, Farbe als anhaftende Farbe, Farbe als Licht, Farbe als empfundene, als gegenständliche Farbe — diese Unterschiede, die in der Farbe als Materie schon ausgeprägt sind, kann der Maler nur unvollkommen wiedergeben.

Kap. VI. Zusammenfassung.

Wenn wir nun das zusammenfassen, was wir gesehen haben, so ergibt sich folgendes. Farbe schlechthin ist das, was uns Dinge darstellt. Aber es genügt nicht, daß Farbe da ist, um Dinge darzustellen. Sondern dazu gehört, daß Farbe sich ordnet, sich gliedert und in Formen eingeht. Farbe in gewissem Sinne ist alles, was wir hier abgehandelt haben; auch das, was der naive Mensch nicht recht wahrnimmt, aber doch in gewissem Sinne hat, ist schon auf dieser Stufe der Anschauung Farbe, wie man aus der Möglichkeit, dies unterirdische in die Oberwelt zu heben, feststellen kann. Aber es gehört als Farbe nicht in die Oberwelt. Es gehört seiner Natur nach in die andere Sphäre. Wir waren geneigt, dies in Verbindung mit ihrer Formlosigkeit zu bringen. Aber andererseits kann man dies geradezu wieder als besondere Form auffassen. Darin spricht sich eine Ordnung aus, daß diese Variation von Farbe nicht eigentlich für die Wahrnehmung da ist, sondern nur für die Empfindung. Eine Ordnung in Bezug auf die Art, wie sie erfaßt wird. Sie gehört zur Empfindung. Die anhaftende Farbe gehört zur Wahrnehmung. Nehmen wir nun weiter die Dingwahrnehmung als das eigentliche Ziel jeder Wahrnehmung,

Digitized by Google

— als das, wohin wir immer drängen, worin wir Ruhe und Befriedigung finden, — so gehört jene Empfindung mit zur Wahrnehmung oder Wahrnehmung gliedert sich in eigentliche Wahrnehmung und Empfindung. Beides ist aber hier noch nicht auf das Ding selbst bezogen, sondern auf Farbe, auf das Darstellende und zwar auf dieses, sofern es darstellt. Ein Teil des Darstellenden muß empfunden werden, ein Teil muß wahrgenommen werden, wenn Dinge — hier müssen wir nun einen neuen Ausdruck nehmen — vor uns stehen sollen. Aber die Dinge stehen auf andere Art vor uns, wie die Farbe, es fehlt hier das direkte Verhältnis, das zwischen Farbe und Empfindung, Farbe und Wahrnehmung besteht.

Innerhalb der Wahrnehmungsstufe drängte sich uns der Unterschied von anhaftender Farbe und bloßem Beleuchtungseffekt — Schatten, Reflex — auf. Wir sahen, daß Formenunterschiede vorlagen, daß die anhaftende Farbe vor allen anderen Farbevariationen eine feste eindeutige Form hat. Wir fanden ferner, daß die Beleuchtungseffekte ihre Aufgabe auch erfüllen, wenn sie nicht wahrgenommen werden; daß es, damit ein Ding gegenständlich wird, nicht erforderlich ist, daß Beleuchtungseffekte wahrgenommen werden; es genügt, daß sie bloß empfunden werden und es ist auch nötig, daß sie empfunden werden.

Vermittelst dieser Farbenordnung nun wird uns Raum und Gestalt vorgestellt. In Bezug auf Farbe ist Raum also etwas Dargestelltes. Farbe selbst ist nicht dargestellt, sie ist direkt gegeben, aber sie stellt Raum und Formen im Raum dar. Die genaue Ableitung dieser Beziehung zum Raum haben wir nicht gegeben. Wir erinnerten hier nur an die Technik des Malers, sowie an die Wahrnehmungstäuschungen, woraus sich das Bestehen eines solchen Zusammenhanges mit Sicherheit ergibt. Die Gestalt ihrerseits stellt nun wieder das Ding mit seinen Eigenschaften dar. Sie ist noch nichts zum Dinge gehörendes, auch nicht unmittelbar eine Form des Dinges, sondern ein Dargestelltes, welches wieder darstellt. Die natür-

Digitized by Google

liche Gestalt des Dinges stellt uns Eigenschaften des Dinges in reichem Maße dar, wie wir im ersten Abschnitt gesehen haben,

Außerdem stellt aber die Farbe selbst, ohne Vermittlung durch den Raum, Eigenschaften des Dinges dar, oder wenigstens das Verhalten des Dinges. Hier kommt in erster Linie die anhaftende Farbe in Betracht. Die Beleuchtungsfarbe ändert sich fortwährend, ohne daß sich im Dinge etwas ändert; von jeder Seite sieht die Beleuchtungsfarbe anders aus und zu jeder Tageszeit. So kann sich das Ding auch ändern, ohne daß sich die anhaftende Farbe ändert; aber wenn sich die anhaftende Farbe ändert, so tritt darin eine Veränderung des Innern vom Dinge zu Tage. Die Veränderung des Eisens unter der Einwirkung von Wärme ist begleitet von einer Änderung der Farbe — von Rotglut bis zur Weißglut.

Kap. VII. Das Ding selbst.

Wir haben in dem, was uns in der Wahrnehmung gegenübersteht, unterschieden zwischen Darstellendem und Dargestellten. Die Farbe, die Gestalt, die Bewegung bringen uns das Ding zur Darstellung. Eigentlich aber bringen sie uns vom Dinge nur Eigenschaften zur Darstellung, und als diese Eigenschaften stehen Härte, Schwere, Festigkeit, Elastizität alle auf einer Stufe. Man ersieht ohne weiteres, daß diese Eigenschaften in einem andern Verhältnis zum Ding stehen, als Farbe, Gestalt. Letztere sind dem Dinge selbst äußerlich, jene ersten aber belehren uns darüber, was im Dinge steckt.

Es folgt aber weiter daraus, daß der Raum und die Gestalt nicht eine Form für das Ding selbst ist. Denn alle jene Eigenschaften des Dinges stehen in keiner Beziehung zum Raum. Es hat heinen Sinn, Härte, Schwere sich irgendwie räumlich verteilt, räumlich gestaltet vorzustellen. Und das Ding selbst für sich, abgesehen von seinen Eigenschaften, ist nichts mehr, was noch räumlich sein kann.

Digitized by Google

Wir sehen diese Eigenschaften vom Dinge nun am besten, wenn sie erprobt werden, wenn die Schwere auf der Wagschale, die Härte, Festigkeit unter dem Hammer, die Elastizität bei Anspannung sich ausweist. Aber auch schon vorher haben wir einen gewissen Eindruck von diesen Eigenschaften. Es ist, als ob jedes Ding seine Geschichte habe und als ob diese Geschichte Spuren in ihm hinterlasse. Diese Spuren, zuweilen erscheinen sie uns fast wie Narben, verstehen wir zu lesen; unmittelbar darin sehen wir, was es mit dem Dinge ist. Wir sehen, wie das Holz geschnitzt ist, sehen darin sein Verhalten unter dem Messer; wir sehen, wie die goldene Uhr feine Schrammen aufzeigt und sehen damit die Weichheit des Goldes. Jedes Ding zeigt immer in seiner zufälligen Gestaltung das, was es schon durchgemacht hat und damit seine Geschichte, seine Eigenart, die Art, wie es seine Schicksale überstanden hat. Die Dinge sind ja nicht, wenn wir sie zum ersten Male sehen, wie aus der Schachtel genommen — sie haben ihre Schicksale — und die Spuren ihrer Schicksale tragen sie immer mit sich. Und wenn sie frisch aus der Fabrik kommen, so zeigen sie doch, wie sie bearbeitet sind.

Am wenigsten von diesen Spuren zeigen die Flüssigkeiten. Das Schiff hinterläßt im Wasser nur vorübergehende Spuren, und so ist es bei jeder tropfbaren Flüssigkeit. Damit hängt unmittelbar zusammen, daß uns Flüssigkeiten — in größeren Mengen oder in Tropfen — verhältnismäßig wenig über ihre Eigenart ersehen lassen, wenn sie sich in Ruhe befinden. Ein Tropfen unterscheidet sich vom andern nur durch seine Farbe; ein Eisentropfen, ein Wassertropfen, ein Quecksilbertropfen zeigen, abgesehen von der Farbe, im Ruhezustande wenig Verschiedenheit. Die Verschiedenheit tritt erst zu Tage, wenn die Tropfen zerquetscht, zerdrückt werden und mehr noch, wenn sie erhärten.

Dasselbe gilt in noch höherem Maße von den Gasen, die erst recht keine Spuren aufnehmen. Bei den festen Dingen aber ist es anders, hier finden wir Spuren.

Digitized by Google

Um sich hier ganz hineinzudenken, ist es wertvoll, einen Vergleich aus einer ganz andern Welt zu Hilfe zu nehmen, die in mancher Beziehung überraschende Ähnlichkeit mit dieser Dingwelt hat.

Das Ding erscheint uns als Individualität unter andern. Während wir es sehen, schlafen vielleicht seine Eigenschaften; sie wirken nicht. Aber plötzlich wird das Ding gereizt, es fängt an, seine Eigenschaften voll zu entwickeln. Haben wir ein Bündel Watte, eine eiserne Kugel, eine hölzerne Kugel in Ruhe, so sehen wir auf gewisse Weise die Weichheit der Watte, die verschiedene Härte der eisernen Kugel und der Holzkugel. Wird jetzt durch einen Zufall die eiserne Kugel gegen das Bündel Watte gestoßen, so sehen wir, wie die Watte diesen Stoß vermöge ihrer Weichheit in sich aufnimmt, ganz herunterschluckt, ohne ihn viel weiter- oder zurückzugeben. Die hölzerne Kugel aber gibt den gleichen Stoß zurück oder sie gibt ihn weiter an die Wand vermöge ihrer Härte.

Und wenn wir uns andere Kombinationen ausdenken, ein jedes Ding verhält sich nach seiner Eigenart.

Bei den festen Dingen ist dies unschwer zu sehen. Bei den Flüssigkeiten achtet man weniger darauf. Es wäre eine interessante Untersuchung, festzustellen, was aus den verschiedenen Eigenschaften der festen Körper wie Zähigkeit, Festigkeit, Sprödigkeit, Härte wird, wenn der Körper flüssig wird. Sicher lassen sich diese Eigenschaften oder ihnen entsprechende auch im flüssigen Zustande verfolgen. Weil eine solche Untersuchung scheinbar keine technisch wertvollen Resultate erwarten läßt, ist sie wohl bisher nicht angestellt. Es scheint mir aber, daß auch im flüssigen Zustande nicht alle Körper in Bezug auf diese Eigenschaften gleich werden. Schon aus der Art, wie sie flüssig werden, ob in vielen Übergängen, wie das Eisen durch Weichheit, Zähflüssigkeit hindurch oder ob sie fast unmittelbar von einem Zustand in den andern übergehen, wie Wasser, ergibt sich wohl, daß auch im flüssigen Zustande

Digitized by Google

unterschiedliche Eigenschaften ähnlich der Härte, Sprödigkeit, Festigkeit vorhanden sind, und auch wohl noch weiter bei gasförmigem Zustande.

Kehren wir aber zu den festen Dingen zurück; ihnen sehen wir also ihre Eigenart an und sie verhalten sich im Verkehr mit anderen Dingen nach ihrer Eigenart. Nehmen wir nun drei Menschen. Allen ist in das Gesicht ihr Charakter eingeschrieben. Man sieht dem einen seine Sanftmut, den andern beiden ihre Härte, ihren ausfallenden Charakter an. Sie sitzen ruhig da, aber gewisse Spuren im Gesicht offenbaren ohne viel Menschenkenntnis ihren Charakter nach dieser und nach andern Seiten hin. Ihre Sanftmut, ihre Härte schreiben wir ihnen auch jetzt zu, obwohl sie ruhig sitzen und keine Gelegenheit haben, ihre Sanftmut, ihre Härte zu entfalten. Der Sanftmütige hat diese Eigenschaft, auch wenn sie gerade nicht beansprucht ist, wie das Eisen Elastizität hat, auch wenn es nicht schwingt. Nun lassen wir einen von den harten Menschen an den Sanftmütigen geraten und beobachten den Sanftmütigen. Der Stoß trifft ihn, aber er gibt ihn nicht weiter und nicht zurück. Der Stoß verliert sich in ihm wie der Stoß der eisernen Kugel in der Watte. Aber der Sanftmütige würgt sich an diesem Stoß. Der Stoß ist nicht wirkungslos, wir sehen, wie der Sanftmütige ihn hinunterschluckt. Lassen wir nun den harten Menschen an den andern harten geraten, so wird der Stoß kräftig zurückgegeben oder weitergegeben an einen andern, je nach dem weiteren Charakter des harten Menschen. Jedenfalls aber verliert sich der Stoß hier nicht unmittelbar; er wird nicht verzehrt, wie der Stoß der eisernen Kugel in der Watte. Wir sehen hier direkt eine Kausalität, wie bei den Dingen der Außenwelt. In diesem Verhalten offenbart sich nun erst recht Härte, Weichheit des Menschen. Jeder Mensch steht unter seinem Charakter, er kann nicht anders handeln, als nach den Eigenschaften seines Charakters.

Der Vergleich könnte noch viel weiter ausgesponnen werden. Wie nicht bei jeder Wirkung zweier Dinge aufein-

Digitized by Google

ander alle Eigenschaften mitwirken, sondern etwa nur die Schwere oder die Festigkeit oder die Zähigkeit in Betracht kommt, so kommt bei der Wirkung zweier Charaktere aufeinander auch etwa nur der Stolz, der Neid, die Zartheit oder die Sanftmut in Frage. Und wie wir weiter bei den Eigenschaften der festen Dinge untersuchen können, in welchem Verhältnis Festigkeit, Zähigkeit, Sprödigkeit, Schwere und alle andern Eigenschaften stehen, ob sich etwa Abhängigkeiten hier konstatieren lassen, können wir genau dieselbe Frage bei dem Charakter der Menschen aufwerfen. Doch wollen wir dies nicht weiter ausführen. —

Wir erkennen also den Charakter des Menschen auf diese zwei Weisen, in der Ruhe und überzeugender im Handeln. Aber wir erkennen immer nur Seiten dieses Charakters — Zornmut, Sanftmut, Gehässigkeit, Freundlichkeit. Man nennt dies eben so oft Seiten wie Eigenschaften des Charakters. Aber man gibt sich notwendig mit diesen Seiten zufrieden. Der blanke Charakter, wie er an sich sei ohne diese Eigenschaften, danach fragt man nicht. Man sucht nicht noch ein besonderes Substrat mit besonderen Qualitäten, sondern die Eigenschaften sind eben die Qualitäten des Charakters. Der Charakter hat nicht noch eine besondere Qualität.

Man kann nun ebensowohl bei dem Dinge von Charakter sprechen wie bei den Menschen. Das ist nicht ein Zufall, daß man dasselbe Wort, aber in anderer Bedeutung auch hier gebrauchen kann, sondern die Sachlage ist dieselbe, der Formenzusammenhang, die Ordnung ist dieselbe, das Verhältnis von Eigenschaft und dem, was diese Eigenschaften hat.

Es ist eine irrige, aber weit verbreitete Vorstellung über das Verhältnis von Ding und Eigenschaft, etwa folgende: Der leere Raum ist ausgestopft mit Masse, mit Materie, ähnlich wie ein Sack mit Erbsen gefüllt ist. Diese Materie ist das den Raum Erfüllende Sie hat gewisse Eigenschaften; sie ist hart schwer, beweglich usw. Ohne alle diese Eigenschaften ist sie doch Masse, Materie. An dieser Theorie haben wir zweierlei

Digitized by Google

auszusetzen. Sie gibt dem Raum eine Bedeutung, die er nicht hat, sie erfindet Materie die es nie und nirgends gibt. Und diese beiden Fehler hoffen wir an dem Vergleich mit dem Charakter deutlich zu machen und an dem, was uns als Welt gegeben ist, aufzuweisen.

Der Raum ist hier in eine schiefe Stellung gebracht, für etwas Wirkliches erklärt. Man geht von dem leeren Raum aus und denkt sich Verhärtungen, Knoten dieses Raumes. Denn das den Raum Erfüllende, die Materie — insbesondere ihre Abart, die Atome — sind solche Knoten des Raumes. Man konnte nicht wohl sagen, daß Schwere, Härte, Elastizität den Raum »erfülle« — um aber das, woran sich dies zeigt, mit dem Raum in di e Verbindung zu bringen, erfand man die Materie, deren einzige Bestimmtheit ist, daß sie den Raum erfüllt. Auf diese Weise wollte man Schwere, Härte im Raum unterbringen, denn man dachte sich diese jetzt als an der Materie haftend und damit als im Raum seiend. Das Ding war dann ein Stück Materie, ein Ausschnitt aus der Materie. Hiermit hat man den Raum zur Grundlage der Wirklichkeit gemacht. Wenn man so mit dem Raum anfängt, kann man zu keinem andern Resultat kommen.

Wir fangen aber von einer ganz andern Seite an. Wir schieden das Darstellende vom Dargestellten, die Farbe, Gestalt von der Schwere, Härte Festigkeit, und kamen so auf das Ding. Die Schwere, Härte nun ist der Charakter des Dinges. Sie sitzen nicht irgendwo im Ding oder durchziehen es, sondern sie sind sein Charakter. Der Charakter des Dinges aber zeigt sich eben in dieser Härte und Schwere. Es hat keinen Sinn, nun den Charakter für sich noch wieder zu einer Qualität besonderer Art zu machen. Hier ist das Ende. Wir kennen uns nie ganz aus über den Charakter des Dinges, jeder Tag gibt uns neue Seiten. Insofern ist er ohne Grenzen. Die Gestalt des Dinges im Raum und die Raumstelle, die das Ding zufällig einnimmt, gehört nicht mit zu seinem Charakter. Jedes Ding kann jede Gestalt annehmen,

Digitized by Google

jede Raumstelle einnehmen. Die Gestalt, die das Ding hat, stellt uns in mannigfacher Art seinen Charakter dar, gibt uns Aufschluß über seinen Charakter; aber man darf das Darstellende nicht mit dem Dargestellten verwechseln.

Aber die Dinge verändern doch fast beständig ihre Größe im Raum und diese Veränderung ist doch oft das Wichtigste am Dinge. Darin scheint doch eine unmittelbare Beziehung zum Raume zu liegen. Eisen wird größer, wenn es erhitzt wird; das ist doch eine Eigenschaft des Eisens, daß es sich ausdehnt. Kurz, wo bleiben alle diese Eigenschaften, die die Körper bei wechselnder Erwärmung zeigen und die eben in Vergrößerung, Verkleinerung bestehen?

Der Einwand ist nicht stichhaltig.

Der Schatten, den ein Gegenstand wirft, ändert sich bei veränderter Stellung des Lichtes. Er schrumpft ganz zusammen, wenn die Sonne im Zenith steht, er wird unübersehbar groß, wenn die Sonne untergeht. Aber darin liegt keinerlei Eigenart des Schattens. Das Eisen aber wird nicht größer, wenn es erhitzt wird — es sprengt, wenn es erhitzt wird, es entfaltet Kraft. Das Größerwerden ist dem Eisen nebensächlich, es ist keine Eigenschaft des Eisens. Aber die Kraft, die darin zutage tritt, ist eine Eigenschaft des Eisens. Das Größerwerden ist nur das, worin sich diese Kraft darstellt. Dies allein würde den inneren Vorgang im Eisen nicht wiedergeben. Der Vorgang zeigt sich erst wirklich im Überwinden von Widerständen. Und ebenso ist es mit dem Kleinerwerden, wenn das Eisen wieder abkühlt. Auch da ist das Kleinerwerden nicht die Eigenschaft; sondern wenn man sieht, wie das Eisen, wenn es erkaltet, etwas nach sich zieht, sieht man, was im Eisen passiert.

Ebenso wenn der Zinnteller schmilzt. Die Änderung in der Gestalt zeigt nur die Änderung der Eigenschaften.

Schwere, Härte sind also nicht Eigenschaften von etwas ausgedehntem, von einer Materie und weiter ist auch die Ausdehnung nicht eine Eigenschaft dessen, wovon Schwere, Härte Eigenschaften sind; die Ausdehnung gehört nicht mit zum

Digitized by Google

Charakter, weder eine bestimmte Größe der Ausdehnung noch eine Gestalt der Ausdehnung, noch der Ort, an dem das Ding sich gerade befindet.

Die Beziehungen des Raumes zum Ding sind mannigfaltige — aber die Beziehung, daß das Ding irgendwie den Raum erfüllt, gibt es nicht. Die Materialität des Dinges ist eine Fabel. Auch alle ähnlichen Bilder, daß jedes Ding einen Herrschaftsbereich habe im Raum, daß es jedem andern Dinge diesen Raum verwehre, ihn gegen jedes andere Ding verteidige, entsprechen nicht der Sachlage. Das Ding erhält nur seine Individualität, nicht seinen Raum gegen die andern. Es lebt gemäß seinem Charakter mit den andern.

Die Formen der Eigenschaften des Dinges und des Dinges selbst festzustellen, ist ohne Voruntersuchungen über die Eigenschaften des Dinges selbst nicht möglich. Und eine solche Voruntersuchung ist noch nie angestellt. Es fehlt sogar an einer bloßen Aufzählung der Eigenschaften. Wir haben uns bis jetzt mit den dem Leben entnommenen Ausdrücken, wie schwer, hart, zäh, fest zufrieden gegeben. Die Technik bietet schon viel genauere Ausdrücke. Aber sie achtet auch nur auf Eigenschaften, die technisch wertvoll sein können und gruppiert sie nach diesem technischen Wert, schmiedbar — gießbar. Trotzdem wird hier sehr viel Brauchbares zu finden sein. Nach einer umfassenden Untersuchung dieser Eigenschaften wäre die Aufgabe, ihre Formen zu untersuchen, die Art, wie sie zusammengehören; die Unterschiede zu untersuchen, wieso ein Ding Schwere scheinbar immer hat, Elastizität aber nur, wenn diese Eigenschaft beansprucht wird. Wie es Schwere scheinbar immer behält, seine Elastizität aber verliert, wenn es zu stark beansprucht wird.

Mit dieser Untersuchung wäre die Untersuchung der Kräfte, der Wärme, des Lichtes zu verbinden. Sicher hat es ja keinen Sinn, die Wärme, die wir fühlen, mit der Veränderung des Aggregatzustandes in Verbindung zu bringen. Andererseits aber stellt diese Wärme, die wir fühlen, auch nicht

Digitized by Google

eine Kraft dar, wie die Farbe ein Ding darstellt. In der Wärme an sich liegt nichts von der Wirkung, die sie scheinbar ausübt.

Kurz, hier eröffnet sich ein weites Feld für die Untersuchung. Und hierbei ist es immer von höchstem Wert, sich einen freien Blick dadurch zu bewahren, daß man die Welt ganz anderer Art, den Charakter des Menschen fortwährend zum Vergleich heranzieht und jede Atomtheorie meidet. Wie z. B. die Trunkenheit den Charakter des Menschen für die Dauer der Trunkenheit vollständig ändert, wie der Einfluß von Stimmungen ihn ändert, das findet oft auffallende Analogien in den Verhaltungsweisen der Dinge in ihren verschiedenen Aggregatzuständen, in der Art, wie sie sich unter dem Einfluß von Wärme, Licht, Druck verhalten. Nur ist vorläufig das eine Gebiet so wenig untersucht, wie das andere.

Es gibt so gut eine Ontologie des menschlichen Charakters wie der Dingwelt. Und in wesentlichen Zügen scheinen beide Welten in ihrer Struktur viel Verwandtschaft aufzuweisen. Um nun den alten Theorien betreffend die Ontologie der Dingwelt ein Gegengewicht zu bieten, kann diese Vergleichung hervorragende Dienste tun.

Aber immer handelt es sich für den Philosophen natürlich nur um die Ontologie — um die Formenuntersuchung. Insofern ist der Gegenstand seiner Untersuchung von dem Gegenstand der Psychologie und der Naturwissenschaften unterschieden.

Die Ontologie ist immer Formenuntersuchung. Um aber diese Formen zu erkennen, ist eine viel schärfere Fixierung der Gegenstände nötig, als sie die Naturwissenschaften für ihre Zwecke gebrauchen oder wenigstens zu gebrauchen vermeinen und anwenden. Das ist kein relativer Unterschied mehr, der etwa größere oder geringere Allgemeinheit beträfe — denn die Formen sind in ihrer Art ebenso individuell wie die Dinge — sondern es ist ein absoluter Unterschied, der Unterschied zwischen der Form und dem Geformten.

Digitized by Google

Kap. VIII. Problematisches.

Als wir diese Untersuchung begannen, waren wir im geheimen der Hoffnung, die Welt in Materie und Form aufteilen zu können, wie wir es bei dem, was die Dinge darstellt, versucht haben. Und diese Materie wiederum dachten wir als letzten Endes auf Empfindung rückführbar und damit hofften wir, die Welt als die gefrorene Empfindung, für die sie jetzt und seit alten Zeiten so vielfach gehalten wird, retten zu können und hofften nur durch gehörige Sorgfalt in der Untersuchung manches neue und insbesondere durch Klarlegung dessen, was die Form für diese Welt bedeutet, die Art in der die Empfindung gefriert, besser darlegen zu können.

Doch da fanden wir bei genauerer Untersuchung, daß auf das, was die Welt darstellt, vieles von diesen alten Grundansichten der Philosophie zutrifft. Sobald man aber auf das Dargestellte geht, schwindet die Möglichkeit, diese Ansicht weiter durchzuführen.

Wenn unsere Untersuchung betreffs des Tastsinns richtig ist, wenn Schwere, Härte, Elastizität, Sprödigkeit sich auch im Tastsinn nur vermittels Druck, Gegendruck, Zug und ähnlicher Data des Tastsinnes darstellen und wenn andererseits Schwere etwas anderes ist als Druck, Härte als Gegendruck, Elastizität als Zug, ja mit jenen Data des Sinnes unvergleichbar ist, so ist das Ding selbst offenbar etwas anderes, als der substantiierte Druck, Zug u. s. w.; und damit entsteht dann die Frage, ob das Ding selbst überhaupt sinnlich gegeben ist. Versteht man darunter, daß es vermittels der Data der Sinnlichkeit gegeben sei, so ist sicher, daß es sinnlich gegeben ist. Aber versteht man darunter, daß es sinnlich gegeben sei, wie die Farbe, der Druck, der Ton selbst, so ist es nicht sinnlich gegeben. Und damit hängt unmittelbar zusammen, daß man nicht eine diesen Eigenschaften entsprechende letzte Materie finden kann, ein Chaos, aus dem sie geformt sind; in dem ihnen Ver-

Digitized by Google

wandtes umformbar liegt, wie es bei den Farben, den Data des Tastsinnes der Fall ist.

Damit wird die Welt erst recht zum Rätsel, weil das, was im Leben für das Wirkliche gilt, die Dingwelt, nur durch das Unwirkliche sich darstellen kann. Wie leicht wäre sonst das Weltbild zu konstruieren, wenn die Dingwelt in Wahrheit das geordnete Chaos wäre. Statt dessen steht uns jetzt nach unserer Untersuchung die Dingwelt fremder denn je gegenüber. Nur im Darstellenden fanden wir etwas wie ein Chaos und Ordnung im Chaotischen. Das Dargestellte selbst steht mit jener Ordnung in Zusammenhang, insofern es ohne diese Ordnung nicht dargestellt wird; es steht aber mit ihm nicht in einem offen liegenden Wirklichkeitszusammenhang. Es ist möglich, daß es unendlich verschiedene Arten der Darstellung des einen gibt, die alle dasselbe geben. Aber nie kann das Dargestellte sich selbst darstellen. Nie kann es daher so unmittelbar gegeben sein, wie das Darstellende. Die Formen und die Ordnung, die das Dargestellte hat, sind daher auch unvergleichbar mit der Form und der Ordnung des Darstellenden. Während hier die Form eben Form dessen, was darstellt ist, ist dort die Form Form des Wirklichen. Das Darstellende ist etwas in Bezug auf die Erkenntnis des Dinges; das Ding selbst aber scheint unabhängig von diesem, womit es erkannt wird, zu sein. Damit wird die Untersuchung, die wir nur unvollkommen erledigt haben, notwendig, die Untersuchung, wie etwas »Farbe« etwas anderes »das Ding« darstellen kann, ohne selbst dies andere zu sein. Daß Farbe dies vermag, steht außer Zweifel. Die Frage ist nur, wie Farbe dies vermag. Wir haben hier schon gefunden, daß man unterscheiden muß, wie Farbe den Raum, Gestalten im Raum, die Bewegung darstellt und wie all diese zusammen den Charakter des Dinges darstellen. Aber wie nun die letzte Verbindung zwischen Farbe und Raum, Raumgestalt, Ding etwa sein mag, haben wir nicht vollständig aufgezeigt, sondern nur, daß diese Darstellung abhängig ist von den Formungen der Farbe insofern, als nur geformte

Digitized by Google

Farbe »Raum« und »Gestalten im Raum« zur Darstellung bringt. In einer vollständigen Untersuchung wäre das »Wie« dieser Abhängigkeit näher zu erörtern; aufzuzeigen, wie jede Form der Farbe in Zusammenhang steht mit der Darstellung des Raumes und der Gestalt im Raume; welche notwendigen Zusammenhänge hier vorliegen. Eine solche Erledigung der Aufgabe halten wir für durchaus möglich. Die Darstellungszusammenhänge sind Relationen, die so gut aufgedeckt werden können, wie Relationen anderer Art, wie Relationen von Winkeln, von Zahlen.

Sind diese Zusammenhänge gefunden und ist ihre Notwendigkeit dargetan, so kommt man auch in der Frage, inwieweit Farbe nur etwas subjektives sei, einen Schritt weiter. Denn dann ist offenbar, daß nicht nur für uns die in bestimmter Weise geordnete geformte Farbe Dinge darstellt, sondern, daß die so geordnete geformte Farbe Dinge überhaupt darstellt. Damit ist gesagt, daß jedes Wesen, welches Farbe in bestimmter Weise geordnet, geformt sieht, auch das sieht, was diese Farbe darstellt, den Raum, die Bewegung des Dinges und seinen Charakter. Dann ist offenbar, daß die Farbenordnung für sich Dinge darstellt, mag sie sehen, wer sie will. Es gehört dann zu einer bestimmten Farbenordnung, daß sie ein bestimmtes Ding darstellt, wie es umgekehrt zu andern Farbenvariationen gehört, daß sie keine Dinge darstellen. Die Farbe ist dann ein Weg, auf dem man zum Ding gelangen kann. Es mag unendliche viele solche Wege geben, haben wir selbst doch schon mehrere Wege aufgewiesen, aber immer muß es eine Ordnung geben, in die sich die Materie, die Dinge darstellt, fügt, wenn sie darstellen will. Auch ein unendlicher Geist kann mit der Farbenvariation »Dämmerung«, »Dunkelheit« keine Dinge sich vorstellen; auch ihm können Dämmerung, Dunkelheit keine Dinge zur Darstellung bringen. Hieran lassen sich weitere grundlegende Probleme erörtern. Wenn z. B. Farbe in bestimmter Ordnung Dinge darstellt, wer steht uns denn dafür ein, daß diese Dinge überhaupt existieren.

Digitized by Google

Wäre es nicht möglich, daß nur die Farbenordnung wirklich wäre, und daß dahinter überhaupt keine Dinge steckten, daß die ganze Welt ein Bild, ein Tongemälde, eine Illusion wäre. Auch dies Problem wird sich erörtern lassen. Auch bei dem Bilde muß doch wenigstens Farbe wirklich sein, soweit ihr Wirklichkeit überhaupt zukommt. Und da fragt es sich, ob nicht, die Wirklichkeit der Farbe Wirklichkeit von Dingen gewährleistet. Ob ein Wirklichkeitszusammenhang zwischen Farbe und Ding besteht, wie ihn etwa die naturwissenschaftlichen, psychophysischen Theorien des Lichtes im Grunde annehmen, indem sie die Farbe als Wirkung von Schwingungen auf die Nervenzellen hinstellen. Diese Frage ist aber mit jener, wie Farbe Dinge darstellt, nicht zu verwechseln. Dazu, daß Farbe Dinge darstellt, gehört es nicht, daß sie als Wirkung von Dingen aufgefaßt wird. Diese Wirkungsbeziehung ist keine Darstellungsbeziehung.

Digitized by Google